



zur debatte

2/2017

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Verfolgung und Flucht



Fotos (5): L'art sacré/Katholische Akademie Bayern

Ein gelehrter Pater: Von P. Jacques Rhétoré (1841-1920) stammt die erste Grammatik der neuaramäischen Volkssprache. Hier – auf einem der

rund 45 Fotos der Ausstellung – posiert er sitzend in der Tracht eines nestorianischen Fürsten.

Mit die größten politischen Herausforderungen, mit der die Menschheit sich im Moment konfrontiert sieht, sind Terror, Flucht und Vertreibung, die gewaltiges menschliches Leid verursachen, ganze Weltregionen ins Chaos stürzen und auch bei uns zu gravierenden politischen Problemen führen. All dies war in den vergangenen Monaten ein Schwerpunkt in der Programmarbeit der Katholischen Akademie

Bayern. Wir wollen auf den kommenden Seiten unserer Zeitschrift „zur debatte“ Referate, Gespräche und nicht zuletzt Kunstausstellungen dokumentieren, die sich mit diesen Themen befassen.

In der Dokumentation finden Sie zuerst das grundlegende Referat von Professor Karl Pinggéra zur Lage der Christen im Irak anlässlich unserer Ausstellung „Mossul. Christliches Erbe“. Dazu gehört ebenfalls ein Text von P. Najeeb

Michael OP, der bei der Rettung vieler Menschen und des Ordens-Archivs dem Terror hautnah ausgesetzt war.

Auch der Bayerische Priestertag drehte sich um Christenverfolgung im Nahen Osten. Zu Gast war Andreas Knapp von den „Kleinen Brüdern vom Evangelium“, dessen einleitendes Referat wir dokumentieren.

Auf die angespannte Lage in Ägypten ging die Veranstaltung der Young Pro-

fessionals mit Bischof Kyrillos William von Assiut ein.

Und die Kunstausstellung „Fremdenzimmer“ mit Fotografien von Enno Kapitza schließlich, die wir mit Bildern und dem Text des Gespräches zur Veranschaulichung dokumentieren, zeigt, wie sich Geflüchtete hier bei uns fühlen.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Vor einiger Zeit trafen wir uns, die Direktoren der Katholischen Akademien Deutschlands, zum Jahrestreffen, diesmal, dem Gedenkjahr 2017 geschuldet, in Wittenberg.

Eingeladen für einen Austausch war auch Dr. Reiner Haseloff, der Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt. Als engagierter und überzeugter Katholik hat er mich begeistert. Nicht zuletzt deshalb, weil er nach einem Blick in unsere Runde gleich mit seinem ersten Satz bekannte, er lese regelmäßig und intensiv die Zeitschrift „zur Debatte“ aus München. Sie sehen, liebe Leserinnen und Leser, Sie befinden sich in bester Gesellschaft, wenn Sie eben diese Nummer in der Hand halten.

Zentral war dann die These des Ministerpräsidenten, gerade in unserer weltanschaulich pluralen Gesellschaft seien die katholischen intellektuellen Eliten gefordert, „sich zu bekennen“.

Im Anschluss an unser Treffen bat ich den Ministerpräsidenten, kurz zusammenzufassen, welche Hauptaufgaben seinen Erfahrungen nach sich heutzutage für kirchliche, katholische Akademien stellen. Seine Antwort auf diese Frage:

„In unserer Gesellschaft sind Staat und Kirche zwar aus guten Gründen getrennt. Aber sie stehen dennoch in einer gemeinsamen Verantwortung. Sicherlich hat ein gewichtiger Teil der im politischen Alltagsgeschäft zu treffenden Entscheidungen nichts mit Glauben und Weltanschauung zu tun. Aber es gibt auch ganz zentrale ethische Fragen. Und hier sehe ich auch die Kirchen und deren Akademien in der Pflicht. Eine pluralistische Gesellschaft ist ohne einen verbindlichen und verbindenden Wertekonsens nicht vorstellbar. Zu den wichtigen und aktuellen gesellschaftlichen Debatten können die Kirchen und ihre Akademien sehr viel beitragen. Sie sind zwar keine Partei und sollen es auch nicht sein, aber sie sollten, wo es notwendig ist, Partei ergreifen und dezidiert Stellung beziehen. Genauso sollte aber auch – bei aller weltanschaulichen Neutralität – ein Politiker transparent machen, an welchem Wertefundament er sein Handeln orientiert.“

In diesem Sinne wollen wir uns weiter engagieren!

Ihr



Dr. Florian Schuller

N.B. Dieser Ausgabe der „Debatte“ liegen zwei Werbematerialien bei. Sie sehen, wir bemühen uns auf verschiedenen Wegen, unsere finanziellen Eigenleistungen zu erhöhen, und bitten um freundliche Wahrnehmung.

Mossul. Christliches Erbe

„Mossul. Christliches Erbe“ ist der Titel einer einzigartigen Foto-Ausstellung mit 45 großformatigen Bildern aus den Archiven der Dominikaner, die im März und April 2017 in der Katholischen Akademie zu sehen war. Bereits 1880 haben die Ordensmänner zu fotografieren begonnen und so eine uralte christliche Kultur dokumentiert, die nun weitgehend in Trümmern liegt. Die Katholische

Akademie Bayern hat die Schau zusammen mit den französischen Dominikanern, dem Kirchenhistoriker Karl Pinggéra und dem Ausstellungsmacher Florian Raff erarbeitet. Lesen Sie im Anschluss das analysierende Referat des Kirchenhistorikers und den bewegenden Bericht von P. Najeeb Michael, der die Handschriften noch rechtzeitig (und unter abenteuerlichen Umständen) von Karakosch in das sichere Erbil verbracht hat.

Christen im Irak

Karl Pinggéra

Die Geschichte des Christentums in Mesopotamien reicht zurück in die ältesten Zeiten der Kirche. Längst waren im Land an Euphrat und Tigris christliche Gemeinden entstanden, ehe die ersten Glaubensboten die verregneten Gegenden nördlich der Alpen erreicht haben. In den Klöstern und Schulen des Zweistromlandes blühte die Wissenschaft; es waren Christen, die den Muslimen die ersten Kenntnisse der antiken Bildungsgüter vermittelt haben. Ein reiches und tiefes geistliches Leben wurde in unzähligen Konventen und Klausen gepflegt. Man ist erstaunt angesichts der Fülle an spiritueller Literatur, die unter mesopotamischem Himmel entstanden ist. Schließlich hat sich auch eine christliche Volkskultur erhalten mit ihrem eigenen Brauchtum, mit dem Wechsel von Alltag und Festen, mit Wallfahrten und mit der Verehrung lokaler Heiliger.

An dieses reiche Erbe erinnert die Ausstellung zu Mossul, der Metropole am mittleren Lauf des Tigris. Die Fotografien stammen von Dominikanern, die seit 1856 eine Mission in Mossul unterhielten. Die ältesten Abbildungen sind um 1880 entstanden und haben schon deswegen einen besonderen Wert, weil aus dieser Zeit ansonsten nicht allzu viele fotografische Dokumente der Region bekannt sind. Wir sehen den Konvent mit seiner eindrucksvollen Kirche, schauen den Ordensleuten bei ihren vielfältigen Tätigkeiten über die Schulter, beobachten einfache Christen bei der Arbeit und bewundern sie, wenn sie im Festgewand zu besonderen Feiern vor der Kamera Aufstellung nehmen.

Die Bilder kann man im Augenblick wohl nur mit einer Mischung aus Wehmut und ernster Sorge betrachten. Denn die christliche Kultur, von der diese Bilder erzählen, ist durch die grauenhaften Ereignisse der letzten Jahre teilweise zerstört worden, teilweise ist sie akut bedroht. Es ist gut, wenn die aktuelle Frage, wie und ob wir im Irak hilfreich agieren können, sich verbindet

mit dem Bewusstsein, welches historische und religiöse Erbe dabei auf dem Spiel steht.

I.

Die Bilder erzählen indirekt auch die jüngste Geschichte des Irak. Die Dominikaner Mossuls mussten im Jahr 2014 vor dem islamischen Staat zweimal fliehen. Aus Mossul selbst, das von den radikalislamischen Kämpfern am 9. Juni eingenommen wurde, und nochmals aus der benachbarten Stadt Karakosch (Baghdida), in der man sich zunächst sicher geglaubt hatte, die aber gleichfalls vom IS erobert wurde. Die Eroberung

fiel ausgerechnet auf den 7. August, den Tag, an dem der schweren Massaker an den assyrischen Christen im Jahr 1933 gedacht wird. Die Dominikaner flohen und sie nahmen ihre Archive mit, die alte und philologisch höchst wertvolle Handschriften umfassen. Wären die Manuskripte in die Hände der IS-Scheren gekommen, wären, wie so oft in den letzten Jahren, auch hier Kulturgüter von unschätzbarem Wert vernichtet worden. Die Rettung dieser Schätze ist das Verdienst von P. Najeeb Michael, der die Handschriften noch rechtzeitig (und unter abenteuerlichen Umständen) von Karakosch in das sichere Erbil verbracht hat.

Erbil ist die Hauptstadt des kurdischen Autonomiegebietes in Nordirak. In den Archiven der Dominikaner befindet sich auch die Sammlung alter Fotografien, aus denen unsere Ausstellung eine Auswahl zeigt. Auch sie wurden in Sicherheit gebracht vor dem IS, der alles daran setzt, die Zeugen der christlichen und generell der vorislamischen Vergangenheit des Nahen und Mittleren Ostens auszulöschen. Daher die mutwillige Zerstörung „heidnischer“ Tempel und Figuren, daher auch die Sprengung christlicher Kirchen und Klöster. Zwei Beispiele dafür sind in unserer Ausstellung in alten Aufnahmen präsent: die Grabeskirche des heiligen Behnam, unweit von Mossul in der Ninive-Ebene gelegen, deren Kuppel im März 2015 in die Luft gejagt wurde, und die Dominikanerkirche in Mossul, deren Turm im April 2016 dem Erdboden gleich gemacht wurde. Kirchen wurden in Moscheen umgewandelt oder profaniert. Sämtliche Kreuze auf Kirchtürmen und Kuppeln wurden abgerissen. Der IS folgt dabei der Rechtsauffassung, dass alle nichtislamischen Symbole aus dem öffentlichen Raum zu verbannen sind.

Die Bilder in der Ausstellung erinnern uns nicht zuletzt an die Menschen, die vor dem IS geflohen sind und die zurzeit in Flüchtlingscamps in der nordirakischen Autonomieregion leben oder den Irak auch schon ganz verlassen haben und in den Westen emigrieren konnten. Am Ende unseres Bilderreigen steht eine Aufnahme aus dem Jahr 2014, die den Exodus der Christen zeigt. Nur beim ersten Betrachten wirkt die Aufnahme harmlos, als ob Spaziergänger an einem autofreien Sonntag auf dem Highway promenieren würden. Der Hintergrund ist aber der, dass der



Professor Karl Pinggéra und Pater Najeeb Michael beim Gespräch. Karin Jung erklärte sich spontan bereit, als Übersetzerin aus dem Französischen zu helfen.



Ein Dominikaner-Fotograf: P. Pie Ropars OP lebte von 1925 bis 1956 im Irak und legte in dieser Zeit eine vielfältige Sammlung von Fotografien an, die

das Ordensleben, Land und Leute, aber auch archäologische Stätten zeigen. Das Fotoarchiv konnte 2014 vor dem IS gerettet werden (um 1935).

IS die Christen Mossuls vor die Wahl gestellt hatte, entweder zum Islam zu konvertieren oder die traditionelle Zusatzsteuer für Ungläubige – und zwar in einer nicht leistbaren Höhe – zu bezahlen. Als dritte Möglichkeit blieb die Auswanderung, die wiederum unter den denkbar härtesten Auflagen, die die Rechtstradition kennt, gestaltet wurde. Die Auswanderer durften buchstäblich

nichts von ihrem Besitz mit sich führen, außer den Kleidern an ihrem Leib. Noch die kleinsten Schmuckstücke wurden den Christen abgenommen. So erklärt es sich, dass die Menschenmenge auf der Landstraße ohne Autos, ohne Koffer oder Taschen dahinzuspazieren scheint. In Wirklichkeit mussten diese Menschen alles aufgeben und, teils in drückender Hitze, Dutzende von Kilo-

metern zu Fuß zum ersten kurdischen Checkpoint zurücklegen.

II.

Ohne die stete Hilfe internationaler Hilfswerke wäre die Lage der Flüchtlinge unerträglich. Auch die Kirchen vor Ort unterstützen die Flüchtlinge und haben in manchen Camps zudem die

Themen „zur debatte“

Editorial	2
Verfolgung und Flucht	1
Mossul. Christliches Erbe	
Christen im Irak Karl Pinggéra	2
Geflohen vor dem IS – mit jahrhundertalten Manuskripten im Gepäck P. Najeeb Michael OP	7
Bayerischer Priestertag 2017 Andreas Knapp KBE	
Die letzten Christen Andreas Knapp	9
Young Professionals Bischof Kyrillos William	11
Fremdenzimmer	
Ausstellung mit Fotos von Enno Kapitzka	13
Digitale Salons Nachdenken über das Internet	18
(Wie) handelt Gott?	
Das Handeln Gottes in der Bibel. Strukturen und Kategorien Thomas Söding	19
Was heißt „Gott handelt“ heute? Jürgen Bründl	22
Konrad Adenauer	
Leitmotive seiner Politik. Horst Möller	25
Friedhelm Hofmann und Markus Lüpertz	
Kunst und Kirche	31
Konrad Zdarsa und Stanislaw Tillich	
Kirche im säkularisierten Umfeld	32
Apologie für Eck	
Die Bedeutung der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt in den Anfangsjahren der Reformation Dieter J. Weiß	33
Praktischer Weisheit nach-denken. Johannes Eck als Protagonist einer praxis- orientierten Wirtschaftsethik André Habisch	36
Braucht es eine Kirche und wenn ja, welche? Eck und Luther kontrovers Marco Benini	39
Die neue Bibelübersetzung	
Die Revision der Einheits- übersetzung der Heiligen Schrift von 2016 Einführung in das Gespräch Bischof em. Joachim Wanke	43
Gespräch mit Joachim Wanke, Marlis Gielen und Christoph Levin	45
Neuer Maibaum für Schwabing	48
Impressum	12



Mosul um 1880: Der Blick vom linken Tigrisufer zeigt die Kuppeln mehrerer Moscheen, die chaldäische Kirche St. Joseph und Festungsanlagen am Fluss.

seelsorgerliche Betreuung geflüchteter Christen übernommen. Es stellt sich die Frage, ob und wenn ja wie man diese Menschen auf Dauer im Irak halten können. Viele der Geflüchteten aus Mossul erklären, dass sie es sich nicht vorstellen können, auch nach einer Rückeroberung der Stadt dorthin zurückzukehren und ihr altes Leben wieder aufzunehmen. Zu groß ist die Enttäuschung über das Verhalten der muslimischen Mitbürger, die sich beim Einmarsch des IS und der Errichtung seiner Schreckensherrschaft nicht solidarisch gezeigt hätten mit ihren christlichen Nachbarn, mit denen sie doch über so lange Zeit hinweg friedlich zusammengelebt hätten. Das Vertrauen in den Zusammenhalt der Stadtgesellschaft scheint unwiederbringlich zerstört; die Christen fühlen sich verraten. Der syrisch-orthodoxe Bischof von Mossul, der sich zurzeit in Erbil aufhält, hat an seine Rückkehr eine Bedingung von tiefer Symbolik gestellt: der Nachbar, der das Kreuz von seiner Kathedrale abmontiert und zu Boden geschleudert hat, müsse zuvor die Stadt verlassen.

Ein wenig zuversichtlicher äußern sich Flüchtlinge aus den Orten der Ninive-Ebene, die eine nahezu geschlossene

christliche Bevölkerung hatten. Das trifft etwa für Karakosch oder Bartelli zu. Eine Rückkehr müsste allerdings, so ist oft zu hören, von einer internationalen Schutztruppe abgesichert werden. Es muss dahingestellt bleiben, ob eine solche Schutzmaßnahme realistischerweise zu erwarten ist. Obwohl die Orte mittlerweile zurückerobert wurden, handelt es sich noch immer um Sperrgebiet. Die Häuser wurden teilweise in einem stark beschädigten Zustand hinterlassen. Auf die Rückkehrer wartet die Herausforderung, ihr Heim und ihr Leben von neuem aufzubauen. Dabei wäre diese Herausforderung zu bestehen im Angesicht einer völlig unsicheren Zukunft. Noch sind kurdische Peschmergakämpfer und die Truppen des irakischen Staates (zusammen mit anderen Einsatzkräften) vereint im Kampf gegen den IS. Niemand kann aber sagen, was auf einen etwaigen Sieg über den IS folgen wird. Die Gebietsansprüche der Regierungen in Bagdad und Erbil überlappen sich und bargen auch schon in der Vergangenheit reichlich Konfliktstoff. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es um die vom IS befreiten Gebiete zu einem innerirakischen Konflikt, möglicherweise zu einem Bürgerkrieg kommen könnte. Wer könnte es den Christen der Ninive-



Prof. Dr. Karl Pinggéra, evangelischer Kirchenhistoriker von der Universität Marburg, ist einer der besten Kenner der orientalischen Kirchen.



Die Dominikanerkirche: Der 1973 errichtete Bau vereint neuromanische mit orientalischen Stilformen. Im April 2015 wurden Kirche und Glockenturm vom „Islamischen Staat“ gesprengt.



Asaad Sakoo aus Augsburg, Mitglied der chaldäisch-katholischen Gemeinde in Bayern, spielte auf seiner Tanbura Musikstücke, wie sie typisch sind für die Region um Mossul.

Ebene verdanken, wenn sie die Emigration einer Rückkehr in die Heimatorte vorziehen würden?

Nun ist die Frage, bleiben oder gehen, auch innerkirchlich umstritten. Namhafte Kirchenführer im Nahen und Mittleren Osten beschwerten sich bei westlichen Staaten, Kirchen und Hilfsorganisationen darüber, die einheimischen Christen ungewollt zur Emigration zu verlocken. Wenn auch unbeabsichtigt, trügen gut gemeinte Hilfsprogramme zur weiteren Erosion des orientalischen Christentums bei. Unter diesen Stimmen befindet sich auch Louis Rafael I. Sako, der Patriarch der Chaldäischen Kirche. Diese mit Rom unierte Ostkirche stellt im Irak die Mehrheit der Christen. Der Patriarch warnt zugleich vor einem anderen Plan, der seit Jahren in den Kreisen christlicher Politiker des Irak und der weltweiten Diaspora zirkuliert: der Errichtung einer Schutzzone für Christen in der Ninive-Ebene. Christliche Politiker versuchen teilweise, den Regierungen in Bagdad und Erbil die Errichtung einer autonomen christlichen Provinz abzurufen. Beide Regierungen haben dazu durchaus wohlwollende Signale gegeben. Dennoch bleibt strittig, welchen Status und welches Gebiet eine solche Provinz hätte.

Hinzu kommt die Frage, wer für die Sicherheit der Provinz garantieren könnte. Schon heute stehen christliche Milizen bereit, die die Verteidigung der Christen Nordiraks in Zukunft selbst in die Hand nehmen möchten. Auch hier vertritt der chaldäische Patriarch eine dezidiert andere Meinung. Er hält fest am Ideal eines irakischen Staates, der laizistisch geprägt sein und in dem Religionsfreiheit herrschen soll. Louis Rafael Sako hält nach wie vor fest an der Idee einer überkonfessionellen irakischen Citizenship. Christen sollten sich nicht wie eine ethnische Minderheit von der Mehrheitsgesellschaft abkapseln, sondern am Aufbau einer gemeinsamen irakischen Zivilgesellschaft mitwirken. Zu solchen Statements des Patriarchen kann man unter den Christen des Irak die ernsthafte Gegenfrage hören, ob außer den Christen überhaupt noch irgendjemand in dem Land die Idee einer irakischen Nation vertrete. Steht bei Sunniten, Schiiten, bei Kurden und anderen die jeweilige religiöse und/oder ethnische Identität deutlich über einem irakischen Staatsgefühl?

Außenstehende werden solche Diskussionen aufmerksam und mit großer Anteilnahme verfolgen und vielleicht auch begleiten, sich aber mit konkreten



Exodus: Der „Islamische Staat“ vertreibt die Christen aus der Ninive-Ebene. Hier der Auszug der Bewohner von Karakosch am 6. August 2014.

Ob sie nach der Rückeroberung der Stadt am 22. Oktober 2016 ihr früheres Leben wieder aufnehmen können?

Ratschlägen eher zurückhalten. Der Westen lag schon mehrmals fürchterlich daneben, als er zu wissen meinte, was das Richtige sei für die Region.

III.

Die Bilder unserer Ausstellung sprechen ihre eigene Sprache in dieser Situation, die für die Christen im Irak so unsicher und für alle so unkalkulierbar ist. Die Bilder zeigen uns nämlich eines in aller Deutlichkeit: dass das Christen-

tum zum Irak gehört. Es ist kein kolonialer Import aus dem Westen, sondern reicht bis in die apostolische Zeit hinab und ist damit auch älter als die islamische Präsenz im Zweistromland. Es wäre eine wertvolle Fremdheitserfahrung, wenn Besucher der Ausstellung sich auf den ersten Blick ein wenig wundern würden, dass die Christen, die uns auf den Bildern begegnen, so durch und durch „orientalisch“ aussehen und man sie, ohne den Kontext der Ausstellung, wohl mit großer Selbstverständ-

lichkeit für Muslime gehalten hätte. Es wäre eine wichtige Botschaft der Bilder: dass der Orient traditionellerweise kein rein muslimischer Orient ist. Nicht zuletzt engagierte Muslime wie der jordanische Prinz Hassan ibn Talal erinnern daran, dass der Orient ohne Christen verarmen würde.

Wie kommt nun aber ein „kurdischer Agha“ auf das Plakat der Ausstellung? Ganz nach lokaler Sitte sitzt der Herr in seinen Prachtgewändern und der typischen Kopfbedeckung auf dem Boden,

seine lange Pfeife im Munde führend. Es handelt sich hier um einen Fall von ethnologischem Mimikri: Wer so vor der Kamera posiert, ist niemand anderes als der Dominikanerpater Jacques Rhétoré (1841-1921), der seit 1874 in Mossul wirkte und später die dominikanische Mission im armenischen Van aufbaute. Dort ist auch unsere Aufnahme entstanden, in der sich Pater Jacques übrigens nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, die Aufmachung eines kurdischen oder türkischen Noblen angelegt hat. Er trägt vielmehr die Tracht eines nestorianischen Fürsten vom Stamm der Tiari, die im Hakkari-Gebirge siedelten. Von 1893 bis 1897 lehrte Pater Jacques sodann an der renommierten „École biblique“ in Jerusalem, um dann in Mardin in der heutigen Südosttürkei 1915 Zeuge des Christengenozids zu werden. Seine präzisen Aufzeichnungen der Vernichtungsaktion gehören zu den wichtigen Dokumentationen des Völkermords. Später ist Pater Jacques nach Mossul, seiner ersten und großen Liebe im Orient, zurückgekehrt, wo er 1921 starb.

Es wäre eine wichtige Botschaft der Bilder: dass der Orient traditionellerweise kein rein muslimischer Orient ist.

In seiner Gestalt verdichtet sich vieles, was die Tätigkeit der Dominikaner in Mossul ausmachte. Zuerst ist zu nennen die Hilfeleistung für die katholischen Ostkirchen, hier für die chaldäische und die syrisch-katholische Kirche. Für beide Kirchen richteten die Dominikaner ein Priesterseminar ein, um das intellektuelle und religiöse Niveau des einheimischen Klerus nachhaltig zu verbessern. Es folgten eine Elementarschule für Kinder und später auch ein College, dem 1944-1959 Pater Jean Maurice Fiey (1914-1995) vorstand, ein unermüdlicher Gelehrter, dem wir mehrere Standardwerke zur Kirchengeschichte des Irak, speziell auch zur Kirchengeschichte Mossuls verdanken. Auch Pater Jacques Rhétoré war wissenschaftlich tätig gewesen, und zwar auf philologischem Gebiet. Als einer der ersten erforschte er die neuaramäische Sprache,



Infobanner erläutern den Besuchern den historischen Kontext der Fotoausstellung.



Das Bayerische Fernsehen berichtete aktuell über die Ausstellung.

die von einheimischen Christen in einer Vielzahl von Dialekten gesprochen wird, das sogenannte „Sureth“. Er hat sogar eigene Dichtungen in dieser Sprache angefertigt, die er unter dem Pseudonym „Yaco Nukhraya“ („Jakob der Fremde“) veröffentlichte. Im Konvent bestand auch ein wissenschaftliches Interesse an der alten assyrischen Vergangenheit des Zweistromlandes. Mossul liegt dem antiken Ninive, das seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgegraben wurde, unmittelbar gegenüber. Ein Kind seiner Zeit war Pater Jacques mit seiner Überzeugung, die nichtkatholischen Christen des Orients seien in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen. Von 1908-1911 ließ er sich im unwegsamen Hakkari-Gebirge in der heutigen Südosttürkei nieder. In einer archaischen Stammesföderation lebten hier die „Nestorianer“, die Angehörigen der ostsyrischen beziehungsweise assyrischen Kirche. Dass sie wehrhafte Krieger waren, weiß jeder Leser von Karl Mays „Durchs wilde Kurdistan“. Pater Jacques versuchte, dieses Bergvolk seiner angestammten Kirche abspenstig zu machen und zur Konversion zu bewegen. Dabei riskierte er manches Mal sein Leben. Der Christengenozid von 1915 im Osmanischen Reich betraf auch die assyrischen Christen. Ihr Volk geriet an den Rand des Unterganges und hat in den Jahren nach 1915 seine Heimat im Hakkari unwiederbringlich verloren. Die katholischen Missionsversuche waren damit obsolet geworden. Man muss sagen, dass sich das Verhältnis der Kirchen im Irak heute ganz anders darstellt. Im Großen und Ganzen gibt es keine Proselytenmacherei mehr. Die Chaldäische und die Assyrische Kirchen haben ein pastorales Abkommen geschlossen, das im Ausnahmefall sogar die eucharistische Gastfreundschaft gewährt. Die Dominikaner von Mossul waren schließlich auch im interreligiösen Dialog aktiv, mit Muslimen und mit Jesiden.

Die religiöse Pluralität des Irak ist heute massiv bedroht. Auf dem Spiel steht dabei auch die Existenz der Christen. Was das auch für unsere eigene christliche Existenz bedeutet, hat Timothy Radcliffe, der frühere Generalmagister des Dominikanerordens und heutige Direktor des Las Casas-Instituts für soziale Gerechtigkeit und Menschenrechte in Oxford, mit folgenden Worten unterstrichen: „Diese Gemeinschaften im Nahen Osten waren ein sensibles Ökosystem, in dem Christen, Juden, Muslime und Jesiden aufeinander angewiesen waren, um sich entfalten zu können. Wenn wir zulassen, dass eine dieser Gemeinschaften untergeht, verkümmert alles andere. Wenn sie sterben, sterben wir.“ □

Literatur

Jean Maurice Fiey, *Mossoul chrétienne. Essai sur l'histoire, l'archéologie et l'état actuel des monuments chrétiens de la ville de Mossoul*, Beirut 1959.

ders., *Assyrie chrétienne. Contribution à l'étude de l'histoire et de la géographie ecclésiastiques et monastiques du Nord de l'Iraq*, 3 Bde., Beirut 1965-1968.

Jacques Charles-Gaffiot (Hg.), *Mossoul, métropole chrétienne dans la plaine de Ninive (1880-1980)*, Paris 2015.

Jacques Rhétoré, „*Les chrétiens aux bêtes*“. *Souvenirs de la guerre sainte proclamé par les Turcs contre les chrétiens en 1915*. Préface par Jean-Pierre Péroncel-Hugoz. Étude et présentation par Joseph Alichoran, Paris 2005.

Geflohen vor dem IS – mit jahrhundertealten Manuskripten im Gepäck

P. Najeeb Michael OP

I.

Ich bin in eine christliche Familie hineingeboren. Deshalb wurde ich auch christlich erzogen, in einer vorwiegend muslimischen Umgebung. Der größte Teil meiner Freunde waren Muslime, keine Christen. Man hat mir die Frage gestellt, warum ich öfter mit Muslimen als mit Christen zusammen sei. Da habe ich, als ich erst 15 oder 20 Jahre alt war, gesagt, dass man gegenüber allen Religionen offen sein müsse und sich nicht nur in einer einzigen Religion einschließen dürfe. Man ist immer reicher, wenn man auch die anderen kennt, als wenn man auf eine einzige Religion beschränkt bleibt.

Deswegen habe ich auch, nachdem ich Priester geworden war, begonnen, mit allen anderen Religionen zu arbeiten, besonders mit den Jesiden. Immer und vor allem habe ich daran gearbeitet, die Bollwerke, die Mauern zu zerstören, damit sich die einen gegenüber den anderen öffnen konnten, statt Mauern aufzubauen. Denn der Mensch ist wertvoller als die Religion, und die Religion ist dazu da, dass die Menschen sich gegenseitig zur Entfaltung bringen, nicht dazu, sich gegenseitig umzubringen. Mir persönlich ist heute ein Mensch lieber, der sagt, ich glaube nicht an Gott, als einer, der sagt, ich glaube an Gott, und seinen Bruder tötet, ihm den Kopf abschneidet.

Ich glaube heute, dass Europa ein Beispiel für diese Öffnung geben sollte, gleichzeitig aber auch für die notwendige Vorsicht. Im 18. Jahrhundert war ein beachtlicher Teil der Bevölkerung in Mossul und im Irak Christen; heute sind es nur noch 0,5 Prozent. Garbala, Medschef, Tikrit: Die Hauptbezirke dieser großen mittelalterlichen Städte waren am Beginn des 20. Jahrhunderts christlich. Wo sind sie heute, die orientalischen Christen? Es leben keine mehr dort; sie sind der Gewalt, Missgunst und Folter gegen Christen zum Opfer gefallen. Deshalb muss man vorsichtig sein im Hinblick auf die Terroristen oder Fundamentalisten, die anderen ihre Religion aufzwingen wollen.

Ich will nicht, dass es in Europa so wird wie im Irak. Denn wenn es kein starkes Recht gibt und keine Gleichheit, und wenn es keine Freundschaft und Offenheit gibt, gibt es auch keinen gemeinsamen Kampf gegen den Terrorismus und den Fundamentalismus, damit wir in Frieden leben können. Deswegen bin ich heute als Dominikaner-Priester hier, um Brücken zu bauen zwischen den Religionen und gemeinsam alles zu bekämpfen, was fundamentalistisch ist.

II.

Heute sind wir in München mit dieser Ausstellung aufgenommen worden, und ich bin begeistert, denn für mich ist diese Ausstellung eine Brücke zwischen dem Orient und dem Okzident. Alle diese Fotografien, die Sie sehen: Mehr als 200 europäische Dominikaner sind in den vergangenen 250 Jahren in den Irak gekommen, um Schulen, Waisenhäuser und Krankenhäuser zu bauen, und zugleich auch Priesterseminare und die Druckerei, die hunderte von Büchern für Muslime, Christen und Juden produziert hat. Bis heute, und ich bin immerhin Archivar, habe ich nicht gehört, dass jemals in den 250 Jahren ein

Dominikaner versucht hätte, einen Muslim zum christlichen Glauben zu bekehren; nie ist das geschehen. Im Gegenteil: Wir hatten gute Beziehungen zu den Jesiden, den Christen, den Juden, den Mandäern und allen anderen Minderheiten, um mit ihnen ein kulturelles Leben aufzubauen.

Wenn es heute Terroristen gibt, so sind dies Unwissende und Menschen von beschränktem Horizont. Deshalb muss man, um sie zu bekämpfen, Erziehung einsetzen, etwas aufbauen, was Gemeinsamkeit schafft, und das kulturelle Leben ist die moderne Sprache, die die Menschheit vereint.

Ich möchte ein wenig Zeugnis ablegen von dieser Katastrophe und dem Genozid, der von der ISIS-Terrormiliz, der Da'esh, begangen wurde. Glücklicherweise war ich damals vor Ort, um Zeuge zu sein, und um Menschen und unser Erbe retten zu können. Alle Kirchen, die orthodoxen, protestantischen, evangelikalischen, die orientalischen und chaldäischen Kirchen, und alle anderen, auch die armenischen, haben zusammengearbeitet, um ihre Kinder und ihr Erbe zu retten, weil man den gleichen Feind hatte und sich zusammenschließen musste, um diesen bekämpfen zu können.

Ich selbst stand auf der Liste derjenigen, die ermordet werden sollten, nachdem schon fünf Priester und ein Bischof seit 2006 getötet worden waren. Ich habe mehr als 15 Morddrohungen erhalten, eine davon in einem Drohbrief mit drei Koranversen, und in dem Brief befanden sich außerdem eine Kugel und ein zerbrochenes Kreuz. Diese Leute halten uns ja für Gottlose, für Ungläubige, die man töten muss.

Dann habe ich von meinen Ordensoberen in Frankreich die Anweisung erhalten, Mossul sofort zu verlassen, um nicht getötet zu werden. Und als ich die Stadt dann heimlich verlassen habe, haben meine Freunde und ich in unseren Autos nacheinander alle Manuskripte, Archivmaterialien und wertvol-

len Kulturgüter mitgenommen und aus den gefährlichen Zonen herausgebracht.

Im Orient werden wir mit „mon père“, also „mein Vater“ angesprochen. Obwohl ich nicht verheiratet bin, habe ich tausende von Kindern. Meine Kinder sind die Bücher und Manuskripte. Deswegen konnte ich mich nicht von ihnen trennen; wir sind zusammengeblieben, und ich habe sie mit mir aus Mossul herausgebracht. „Wenn man den Baum retten will, muss man seine Wurzeln retten“, sagt ein Sprichwort. Das, was die Da'esh macht, bedeutet, den Baum mit seinen Wurzeln zu töten.

III.

Als zweites Beispiel zur Rettung der Manuskripte möchte ich noch davon erzählen, was ich in Karakosch erlebte, in der Nacht vom 6. zum 7. August 2014. Um Viertel vor 6 Uhr morgens fuhr ich hinaus und hatte den Rest der Manuskripte bei mir. Als ich zum Checkpoint kam, war er geschlossen, und ich sah auf der rechten Seite Männer der Da'esh mit ihren Autos und den schwarzen Fahnen, auf denen „Allahu akbar“ steht. Da hatte ich zum ersten Mal wirklich Angst um mein Leben, weil ich mir gesagt habe, dass wir alle zusammen sterben werden, denn die Grenzen waren geschlossen und die Da'esh war da, mit Tausenden von Männern und Autos,

Wir hatten gute Beziehungen zu den Jesiden, den Christen, den Juden, den Mandäern und allen anderen Minderheiten, um mit ihnen ein kulturelles Leben aufzubauen.

und wir waren eingezwängt zwischen der Da'esh und den geschlossenen Grenzen. Mein Gedanke war, vor dem Sterben müssen wir beten. Also habe ich ein kurzes Gebet gesprochen, denn wir hatten ja kaum Zeit, und ich habe allen die Absolution erteilt. Den Muslimen auch; das macht nichts, Gott weiß es.

Gleich danach haben die Kurden die Grenzen zunächst für Fußgänger geöffnet. Jetzt hatte ich die Sorge, alles tragen zu müssen. Leider habe ich nur zwei



Die Ausstellungsbesucher fanden 45 Fotografien aus Vergangenheit und Gegenwart.



Florian Raff (Bildmitte) konzipierte die Ausstellung.

Hände, um die Manuskripte und die Fotos zu retten. Viele Leute aus der kilometerlangen Menschenschlange boten sich an, mit mir die Manuskripte zu transportieren. Einem zehnjährigen Mädchen habe ich fünf Manuskripte gegeben, einige davon aus dem 12. und 13. Jahrhundert, damit sie sie über die Grenze mitnimmt. Als wir dann doch weiterfahren durften, ließen wir alte Leute und Kinder einsteigen und setzten sie auf die Manuskripte. Ich habe ihnen gesagt: Es macht nichts, wenn sie

Ich hatte das Gefühl, dass mein Auto die Arche Noah geworden war. Man lebt zusammen oder man stirbt zusammen, mit der Kultur und den Menschen.

etwas zusammengedrückt werden. Ich hatte das Gefühl, dass mein Auto die Arche Noah geworden war. Man lebt zusammen oder man stirbt zusammen, mit der Kultur und den Menschen.

Das war also die Gemeinschaft, die ihr Kulturerbe hinausgebracht hat. Heute leben wir in Erbil in Kurdistan. Wir sind nicht mehr als 130.000 christliche Flüchtlinge, die aus Mossul und der Ninive-Ebene fliehen konnten. Unter Saddam Hussein gab es mehr als eine Million Christen, heute sind es kaum noch 300.000. Die anderen haben das Land verlassen. Die Kirche kann den Menschen nicht verbieten wegzugehen und kann sie ebenso wenig daran hindern zu bleiben. Die Zukunft ist ungewiss. Wir können ihnen keine Versicherungen geben und keinen Frieden versprechen.

Jetzt, nach der Befreiung, nach zweieinhalb Jahren der Sklaverei ist dieses Kulturerbe wirklich völlig zerstört. Diese geflüchteten Menschen haben nach zweieinhalb Jahren gehört, dass die Städte ihrer Väter befreit worden sind, aber leider ist alles zerstört worden, verbrannt und geplündert. Viele Leute wollten nach Hause zurückkehren, aber sie sagen: Mon père, wo sollen wir uns niederlassen? Wir haben kein Geld mehr, haben kaum zu essen. Wie sollen wir uns auf der Asche der Ruinen einrichten? Und so, wie das alles nur noch

Asche ist, haben wir dort keine Zukunft mehr. Ein Vater hat zu mir gesagt: Mon père, seit 2000 Jahren vergießen die Christen ihr Blut in Mesopotamien. Ich habe nicht das Recht, auch noch das Blut meiner Kinder zu vergießen, ich will sie hier herausholen. Darauf habe ich ihm gesagt: Entscheiden Sie sich dafür, dass Sie glücklich sind, ob draußen oder drinnen ist gleichgültig. Wichtig ist, dass der Mensch frei ist und ehrenhaft leben kann. Sie wissen, ich selber, mit dem Patriarchen, den Bischöfen und vielen der Mönche und Nonnen, wir leben in Erbil, in Bagdad oder in Basra. Wir wollen mit unseren Gemeinschaften vor Ort bleiben.

IV.

Meiner Meinung nach müssen wir diejenigen segnen, die weggehen. Für diejenigen, die bleiben, sind wir da, um ihnen zu helfen. Aber wir können nicht für sie entscheiden. Wenn wir wollen – und ich spreche damit auch Sie an, Europa und die ganze Welt –, dass weiterhin Christen in Mesopotamien leben, auf dem Ur-Boden des Christentums, an der Wiege der Kultur, müssen wir vor allem auf politischer Ebene handeln. Nach der Befreiung von Ninive und Mossul aus der Gewalt der Da'esh muss man auf internationaler Ebene daran arbeiten, dass Frieden geschlossen wird, dass eine neue Seite aufgeschlagen wird, um aufzubauen und nicht mehr zu zerstören.

Was die finanziellen Ausgaben angeht: Mit fünf Prozent dessen, was in der Welt für die nukleare Aufrüstung ausgegeben worden ist, für die Mittel und Werkzeuge der Zerstörung, könnte man eine bessere Welt aufbauen als sie es heute ist. Was mich angeht, so glaube ich an die Zukunft der Christen im Irak, und ich glaube auch, dass der Friede viel stärker ist als der Dolch. Für die Zukunft müssen Schulen gebaut werden. Man muss Zentren einrichten, um Frieden zwischen den Völkern und den Religionen zu schaffen und eine Kultur der Öffnung zu begründen, und nicht etwa eine beschränktes und geschwächtes Volk.

Deswegen sind die Kultur und all diese Fotografien ein Zeugnis dafür, dass Frieden möglich ist. Bildung und Kultur sind die beste Sprache, um Gewalt und Terrorismus zu bekämpfen. Ich möchte mich ganz besonders bei



P. Najeeb Michael und Kaplan Awakem Isteiwa.

Deutschland bedanken, das schon viel über die Nicht-Regierungsorganisationen und die Kirchen getan hat, über Organisationen, die den Flüchtlingen geholfen haben, den Christen, Jesiden und Muslimen im Irak gemeinsam. Besonders bedanke ich mich bei der Katholischen Akademie in Bayern da-

für, dass sie diese Ausstellung angenommen hat, und für all das, was sie schon unternommen hat, um andere durch die Bilder und durch ihre Erklärungen zu informieren. Wir bedanken uns wirklich sehr bei Ihnen, und wir werden immer im Gebet vereint bleiben, um den Frieden aufzubauen. □

Presse

Münchener Kirchenzeitung

9. April 2017 – Einst war Mossul eine multiethnische und multireligiöse Stadt, in der Araber, Kurden, Assyrer (auch Aramäer und Chaldäer genannt), Turkmenen und Jesiden friedlich zusammenlebten. Und das Christentum dort kann sogar auf eine 1.600 Jahre alte Tradition zurückblicken: Im Land an Euphrat und Tigris liegen Christengemeinden, die bis in die frühchristliche Zeit zurückgehen. Aber die tragischen Ereignisse der vergangenen Jahre bedrohen diese christlichen Gemeinschaften in ihrer Existenz (...) Im Juli 2014 mussten auch die Dominikaner aus dem Land fliehen, in dem sie seit 1856 tätig waren. (...) Der Konvent der Dominikaner hatte auch eine Sammlung wertvoller Handschriften angelegt, die Pater Najeeb Michael 2014 in letzter Minute und unter Lebensgefahr vor dem IS in Sicherheit brachte. Aus dem riesigen Konvolut von 10.000 Fotos zeigt nun die Katholische Akademie in München in einer Ausstellung 45 Schwarz-Weiß- und Farbfotos, die den Alltag und die Feste einer alten christlichen Kultur dokumentieren, deren Fortbestand heute akut gefährdet ist. *Karl H. Prestele*

9. April 2017 – „Wir müssen Kirchen bauen, denn die vorhandenen sind zu klein geworden, weil unsere Bevölkerung wächst.“ Kyrillos William, koptisch-katholischer Bischof von Assiut in Mittel-Ägypten, entwirft auf Einladung

der Katholischen Akademie in Bayern und des kirchlichen Hilfswerks „Missio“ ein differenziertes Bild von der Lage der Christen am Nil. (...) Neben dem Bau von Kirchen und Pfarrhäusern für die Familien der meist verheirateten Priester gehe es auch um Konvente für Schwestern, um die Ausbildung der Katecheten, die Beratung von Familien, (...) „Missio“ unterstützt mit Spendengeldern eine Grundschule in Oberägypten, in der ärmere Kinder nach christlichen Wertmaßstäben unterrichtet werden. Denn neben fanatischen Freitagspredigten und Beiträgen in Medien sind es die gängigen Schulbücher, die zum Hass gegen Nicht-Muslime erziehen. *Annette Krauß*

Die Tagespost

1. April 2017 – Wie die Bilder dokumentieren, ist das Christentum im Irak keineswegs ein Import aus dem Westen, sondern stammt im Gegenteil aus apostolischer Zeit und ist in seinen orientalischen Ausprägungen sogar sehr viel älter als das europäische Christentum. Als der Orient noch lange nicht muslimisch war, hat es hier über Jahrhunderte hinweg blühende christliche Gemeinden gegeben – auch die Bilder der Ausstellung zeugen noch davon: Aufnahmen aus den 50er, 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts dokumentieren ein farbenfrohes und traditionsreiches Miteinander der Menschen. *Marie-Thérèse Knöbl*

Bayerischer Priestertag 2017

Andreas Knapp KBE

Der Bayerische Priestertag 2017 am 20. März hatte Andreas Knapp von den „Kleinen Brüdern vom Evangelium“ als Referenten zu Gast. 100 Priester aus allen sieben bayerischen Diözesen waren der Einladung der Katholischen Akademie Bayern gefolgt. Bruder Andreas, der jetzt in

Leipzig lebt und wirkt, berichtete von seinen dort gemachten Erfahrungen mit Flüchtlingen, vor allem aus dem irakischen Mossul, aber auch von seinen Besuchen in diesem leidgeprüften Land. Im Folgenden lesen Sie die bearbeitete Fassung seines Vortrags.



Aus der Diözese Passau kamen u. a. Dr. Johann Wagenhammer, Domprobst em. (li.), und Prälat Lorenz Hüttner, früherer Generalvikar (r.). Mit auf dem

Bild: Prälat Walter Wakenhut, der ehemalige Militärgeneralvikar; er lebt jetzt in Sauerlach bei München.

Die letzten Christen

Andreas Knapp

Als Mitglied der Ordensgemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ lebe ich gemeinsam mit drei Mitbrüdern in einem Plattenbauviertel am Stadtrand von Leipzig. Da Wohnungen leer stehen, konnten sich dort in den letzten zwei Jahren viele Flüchtlingsfamilien ansiedeln. Unter ihnen lernte ich auch Familien aus Mossul oder Aleppo kennen. Sie erzählten mir ihre Geschichten, die mich so beeindruckten, dass ich sie schriftlich festhielt. Daraus ist ein Buch entstanden, aus dem ich einige Passagen vorstellen möchte.

I.

So wird zum Beispiel die Geschichte von Yousif erzählt, der aus Mossul stammt. Ich hatte die Gelegenheit, Yousif zur Totenfeier seines Vaters in den Norden des Irak zu begleiten. Yousif gehört der syrisch-orthodoxen Kirche an. Durch den Familienbetrieb einer Schlosserei hatte es sein Vater Abu Yousif zu einem gewissen Wohlstand gebracht: Sie besaßen ein großes Haus mit Garten. Doch ab 2003 änderte sich die Welt in Mossul.

Im Irak herrschte Saddam Hussein, ein säkularer Diktator. Es gab zwar kaum Diskriminierung aufgrund der Religion. Doch die Gewaltherrschaft war nicht minder menschenverachtend, durch ein Polizei- und Spitzelsystem, durch Folter und die Ermordung vieler Menschen. Vor allem ethnische Minderheiten wie etwa die Kurden wurden Opfer grausamer Unterdrückung. In einem solchen System konnten radikale politische Ideologien wie etwa der Islamismus heranwachsen und gedeihen.

Der Westen arbeitet mit den Diktatoren im Nahen Osten zusammen, wenn er durch Öllieferungen und Waffenexporte gut profitieren konnte. Im Jahr 2003 griffen die USA und Großbritannien den Irak an mit der Begründung, dass dieser Staat zu einer wachsenden



Andreas Knapp, Kleiner Bruder vom Evangelium

Bedrohung werde, etwa durch die Produktion von Massenvernichtungsmitteln. Spätere Untersuchungsberichte zeigten, dass diese Kriegsgründe nur vorgeschoben waren. Vordergründig ging es in diesem Krieg um die Entmachtung des Diktators Saddam Hussein und den „Import“ von Demokratie, untergründig aber wohl auch um den „Export“ von billigem Erdöl.

Als Antwort auf die amerikanische Invasion in den Irak riefen muslimische Geistliche zum „Heiligen Krieg“ auf und viele fundamentalistische „Glaubenskämpfer“ aus der gesamten islamischen Welt sammelten sich zum Krieg gegen die „Ungläubigen“. Die Christen im Irak wurden für die Islamisten zum Feind.

Warum aber wurden ausgerechnet die einheimischen Christen ein bevor-

zugtes Ziel ihrer Anschläge? Da der Prophet Mohammed sowohl religiöser als auch politischer Führer war, sind im Islam Religion und Politik von Anfang an eng verwoben. Infolgedessen kann auch der Krieg eine religiöse Dimension bekommen. In der Wahrnehmung vieler Muslime sind die westlichen Länder „christliche“ Staaten. Und wenn man von diesen angegriffen wird, so werden die Christen im Nahen Osten als Kollaborateure und Verbündete der Amerikaner oder Briten verdächtigt. Die prekäre Lage der Christen wurde durch eine törichte Rede des amerikanischen Präsidenten noch verschlimmert: George W. Bush bezeichnete seinen ölverschmutzten Krieg als „Kreuzzug“ und weckte damit tief sitzende Ressentiments der Muslime gegen den Westen. Die Christen im Irak, die sich in ihrer

zweitausendjährigen Geschichte an keinem Kreuzzug beteiligt hatten, wurden in Sippenhaft genommen und mit Terror überzogen. Sie wurden zu Sündenböcken, an denen man die Aggression der „christlichen Besatzer“ (spricht: Soldaten der USA) rächen konnte.

Beispielsweise presste man den Christen Schutzgelder ab und berief sich dabei auf die alte islamische Praxis, dass Nichtmuslime zu einer Sondersteuer, im Koran „Dschizya“ genannt, verpflichtet sind. Gemäß dem islamischen Recht müssen Christen die „Dschizya“ für das Zugeständnis bezahlen, in einem – sehr eingeschränkten – Maß ihre Religion praktizieren zu dürfen. Wer nicht zahlte, dem drohte Zerstörung des Eigentums und Mord.

Auch christliche Kirchen wurden Zielscheiben des Terrors im Namen des



Sind Priester der Diözese Eichstätt: Dekan Gerhard Ehrl aus Lauterhofen (li.) und Karl Graml aus Lenting.



Münchens früherer Erzbischof Kardinal Friedrich Wetter (li.) und der Bamberger Domkapitular Dr. Josef Zerndl aus Bayreuth.

Islam. Aber noch dachten viele Christen nicht daran, Mossul zu verlassen, denn sie hegten die leise Hoffnung, dass der Spuk eines Tages ein Ende nehmen würde. So auch Yousif und seine Frau Tara. Stattdessen kam es noch schlimmer. Eines Tages wurde Yousif angedroht, dass man ihn umbringen werde. So musste er Hals über Kopf mit seiner Frau

und den beiden Kindern aus Mossul flüchten. Ziel war Arbil, die Hauptstadt des autonomen Kurdengebiets im Norden des Irak. Dort war er zwar sicher, aber er fand keine Arbeit. Schweren Herzens rang er sich dazu durch, nach Europa zu flüchten. Er ließ seine Frau und die kleinen Kinder in Arbil zurück und schlug sich auf abenteuerlichen,

oft sehr gefährlichen Wegen nach Deutschland durch. Dort beantragte er Asyl. Als ihm dieses nach vielen Monaten gewährt wurde, konnte er im Jahr 2014 seine Familie nachkommen lassen. Genau zur selben Zeit besetzten die Milizen des IS seine Heimatstadt Mossul. Nun mussten auch seine Eltern und sein Bruder, die gesamte Verwandtschaft, ja, alle Christen diese Stadt verlassen und Richtung Ankawa flüchten.

II.

Mossul liegt am Tigris – gegenüber einer berühmten Ruinenstadt: dem biblischen Ninive. Mit etwa zwei Millionen Einwohnern ist Mossul die zweitgrößte Stadt des Irak und galt aufgrund der vielen Christen, Kirchen und Klöster als ein Zentrum des östlichen Christentums. Von den 1,4 Millionen Christen, die um 1990 noch im Irak lebten, wohnten rund 200.000 allein in Mossul. Damals gab es noch über 500 Kirchen im Irak, in denen regelmäßig Gottesdienst gefeiert wurde.

Doch der Krieg und die wirtschaftlich desolate Situation veranlassten schon seit Jahren viele Christen zur Auswanderung. Immer mehr der oft gut gebildeten christlichen Ureinwohner emigrierten aus dem Land, in dem doch ihre Familien und auch ihr Glaube seit nahezu zweitausend Jahren verwurzelt waren. Dazu kam der wachsende Druck, den radikale islamische Gruppen („Salafisten“) auf die Christen ausübten. Al-Kaida („Basis“, „Fundament“) war seit 1993 als loses Netzwerk islamistischer Organisationen entstanden, um eine feste „Basis“ zur Verbreitung des Islam zu gründen.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner in den Irak feierte Al-Kaida in Mossul Hochkonjunktur: Noch im selben Jahr wurde ein Kloster in Mossul Ziel eines Raketenangriffs. Im Jahr darauf wurde die Kathedrale St. Paul durch ein Bombenattentat schwer zerstört. Solche Anschläge auf Kirchen und Kirchgänger häuften sich: Ein fünfjähriger Junge und dessen etwas ältere Schwester wurden auf dem Weg zum Gottesdienst erschossen; christliche Mädchen wurden vergewaltigt, weil sie keinen Schleier trugen.

Yousif erinnert sich mit Schrecken daran, dass islamistische Milizen in Mossul damit begannen, Passanten auf der Straße zu kontrollieren und sich die

Pässe zeigen zu lassen. Aus dem irakischen Pass geht auch die Religionszugehörigkeit hervor. Hatte jemand den Vermerk „Christ“ im Ausweis stehen, musste er Angst haben, dafür ermordet zu werden.

Zur Finanzierung des Terrors wurden vor allem die Christen von Mossul, von denen viele einer gebildeten und gut situierten Schicht angehörten, zur Kasse gebeten: Man presste ihnen Schutzgelder ab oder verlangte Lösegelder für entführte Familienmitglieder.

Yousif erinnert sich: „Die Predigten beim Freitagsgebet in den Moscheen: Wir mussten sie ja über die Lautsprecher auf den Minaretten immer mitanhören. Wenn dann Hass erfüllt gegen die Christen gehetzt wurde und Imame mit Berufung auf den Koran ihre Gläubigen aufforderten, die Ungläubigen zu töten, bekamen wir es mit der Angst zu tun.“

Und dann vor zweieinhalb Jahren: Die Terroristen des „Islamischen Staats“ vertreiben die letzten Christen aus Mossul oder aus Karakosh. Die letzten Christen – sie müssen entweder zum Islam konvertieren oder sie müssen gehen. Und viele von ihnen werden ermordet.

III.

Es war erschütternd, was ich von Yousif und dessen Verwandten im Irak erfuhr. Ich frage mich, warum ich mich als Priester und Theologe so wenig für das Schicksal der Christen im Orient interessiert habe. Durch die Flüchtlinge, die jetzt in meiner Nachbarschaft in Leipzig wohnen, erfuhr ich von der Geschichte dieser Christen. Eine große und bewegende Geschichte, die jetzt zu Ende geht.

Von Anfang an verbreitete sich das Christentum dreikontinental. Symbolisch stehen dafür drei Apostel: Paulus verkündete das Evangelium für den Westen mit seiner griechisch-römischen Kultur; Markus missionierte in Alexandria und symbolisierte damit die Kirche von (Nord-)Afrika; Thomas schließlich wird als der große Missionar verehrt, der nach Asien und vielleicht bis nach Indien gezogen ist.

Von je her dienten die Handelsrouten auch als Nachrichtenwege. In kürzester Zeit gelangte das Christentum auf den großen Verkehrsstraßen von Damaskus über Palmyra nach Osten, nach Mari,

Lebensspuren im Sand

Auszug aus dem Tagebuch

40 Tage lang habe ich völlig allein in einer Einsiedelei in der Sahara gelebt und darüber Tagebuch geführt. Eine solche Zeit gehört zur Tradition meiner Ordensgemeinschaft, die auf Charles de Foucauld (1858-1916) zurückgeht. Das Tagebuch erzählt von der großartigen Natur, von einer unglaublichen Stille, aber auch von Momenten der Einsamkeit und der Konfrontation mit der eigenen Brüchigkeit. Ein Auszug:

„Im Arabischen wird die Sahara auch ‚ein Meer ohne Wasser‘ genannt. In der Tat gleicht der Erg (*arabisches Wort für Sahara*) einem Meer aus Dünen: Wellengleich reißen sie sich aneinander. Wie ein vor Hitze erstarrtes Meer, dessen hohe Wogen urplötzlich angehalten wurden. Man wartet beinahe darauf, dass diese Landschaft wieder in Bewegung kommt, dass die Wellen sich brechen, dass das Meer aus Sand zu wogen beginnt. Auf manchen Dünen wachsen sogar Gräser. Wandern diese Pflanzen mit den Dünen mit, indem sie wie Wellenreiter versuchen, immer oben zu bleiben? Ein Zeitraffer-Auge könnte die Wellen fließen sehen. Das Wandern der Dünen – eine Landschaft in Bewegung. Ich spüre, wie winzige Körner meine Haut aufrauen und ahne, dass alles in Bewegung ist, dass die Dünen fließen, dass nichts still steht.

Bei diesen Gedanken kommt auch eine leise Traurigkeit auf. Ich bücke mich und lasse den noch kühlen Sand durch meine Finger rieseln. Ich kann nichts festhalten. Wieder und wieder lasse ich den Sand durch die Finger

gleiten. Mein eigenes Leben zerfließt, ich bin selbst wie eine Sanduhr – nur dass ich nicht sehe, wie viel Vorrat an Zeit und Leben sich noch im oberen Teil befindet. Unten hat sich schon eine beträchtliche Menge Sand angesammelt: bereits abgelaufenes Leben, nie mehr rückholbare Zeit.

Wenn ich den Sand aus der Höhe rieseln lasse, so trägt der Wind den Staub davon. Mir kommt ein Lied in den Sinn: ‚Dust in the wind. All we are, is dust in the wind ... Don't hang on‘

Das Bewusstsein, nichts und niemanden festhalten zu können, wird hier hautnah spürbar. Der mir durch die Hände rieselnde Sand ist entstanden aus großen Felsen, die zwischen den Mühlensteinen von Hitze und Frost zermahlen wurden. In unvorstellbaren Zeiträumen wurden ganze Gebirge zermalmte und aufgerieben. Das härteste Gestein: hingestreut zu Sand und Staub. Was können wir da schon festhalten, mit den zitternden Händen eines gebrechlichen Körpers?“

Eine solche lange Zeit in der Wüste ist sicher ein Privileg. Entscheidend aber war für mich, auch in Leipzig zu entdecken: „In deiner Stadt ist deine Wüste“. An jedem Ort kann man Gottes Gegenwart entdecken, wenn man aufmerksam bleibt und sich Zeiten der Stille nimmt. Im Innehalten erschließen sich die inneren Quellen. „Ich habe dich in die Wüste geführt, um dir zu Herzen zu sprechen“ (Hos 2,16).

Den vollständigen Text finden Sie in: *Andreas Knapp, Lebensspuren im Sand. Spirituelles Tagebuch aus der Wüste, Herder-Verlag 2015*



Am Nachmittag trafen sich die Priester zu Gesprächsrunden, wie hier im Viereckhof.

Arbela und Basra. Die legendäre Seidenstraße führte von Antiochien über Buchara, Merw und Sarmakand immer weiter in den Orient. Anknüpfungspunkte für ihre Mission fanden die ersten Christen, die oft jüdische Wurzeln hatten, in den weit verstreuten jüdischen Gemeinden von Mesopotamien. Auch von Paulus wissen wir, dass er auf seinen Missionsreisen in der Wagenspur des Judentums unterwegs war und immer zuerst in den Synagogen predigte: in Ikonion, Athen, Thessalonich. Im Unterschied zu den Briefen des Paulus sind von den Aposteln, die gen Osten zogen, keine Schreiben an ihre Gemeinden erhalten. Daher wissen die Wenigsten, dass das Urchristentum nicht nur in Ephesus, Korinth oder Rom Fuß fasste, sondern auch in Nisibis, Seleukia-Ktesiphon und Gondeschapur.

Die Umgangssprache in Palästina, in der römischen Provinz Syrien und in Mesopotamien war Aramäisch und wurde zur Sprache des syrischen Christentums, das eine lange und große Blütezeit erlebte. Mönche aus dem alten Syrien gründeten sogar in Italien Klöster und Einsiedeleien; aus dieser Tradition konnte Benedikt von Nursia schöpfen und das abendländische Mönchtum prägen, das die Kultur Westeuropas über Jahrhunderte maßgeblich beeinflusst hat. Im 7. und 8. Jahrhundert wurde sogar mehrmals Syrer zum Papst von Rom gewählt.

In den Wüsten und abgelegenen Gebirgen Vorderasiens entstand und blühte das christliche Mönchtum. Über Jahrhunderte übte diese Lebensform eine unglaubliche Anziehungskraft aus und Tausende von Frauen und Männern zogen sich in die Einsamkeit zurück. Sie pflegten die Stille und das kontemplative Gebet, wie etwa das „Jesus-Gebet“, das den Namen Jesus wie ein Mantra wiederholt.

Die Kirchen in den Städten und Klöstern wurden prächtig ausgestattet und sollten – erfüllt von den beeindruckenden Gesängen der syrischen Liturgie – einen Vorgeschmack auf den Himmel vermitteln.

Die „Kirche des Ostens“ machte ihrem Namen alle Ehre und gelangte über Kaufleute und Mönche bis nach China und Sibirien, nach Indien und auf die Philippinen. Es gab Bischofssitze und Klöster in Kabul und Peking. In ihrer ganzen Geschichte war diese Kirche nie

Staatskirche; sie führte keine Kriege und missionierte nie mit Zwang, sondern mit innerem Feuer. Ihre Missionare kamen mit den verschiedensten Kulturen in Berührung und traten in einen fruchtbaren Dialog. Ein eindrucksvolles Symbol für die Kontakte mit dem Buddhismus ist die Kombination von Kreuz und Lotosblüte. Über Jahrhunderte zeichnete es diese Kirche aus, dass sie mit anderen Religionen Kontakt suchte und an deren Werte anknüpfend das Evangelium verkündete. Als leuchtende geistige Zentren der östlichen Christenheit ragten Edessa, Nisibis (heute: Nusaybin) und Gondeschapur hervor, wo die griechisch-römische und die persische Bildung bewahrt und weitergegeben wurde.

Zu Recht wird die große Bedeutung der islamischen Philosophie gerühmt, durch die das antike Wissen und Denken nach Westeuropa gelangte. Zu Unrecht aber wird die große Bedeutung der aramäischen Christen für diesen Prozess unterschlagen. Denn in den syrischen Klosterschulen studierte man Aristoteles, und christliche Gelehrte vermittelten die griechische Philosophie und die antike Wissenschaft an ihre islamischen Kollegen. Eintausend Jahre lang brachte das syrische Christentum Gelehrte hervor, die den Grundstein für die islamische Wissenschaft legten. Das „Haus der Weisheit“ von Bagdad setzte die Tradition der christlichen Hochschule von Gondeschapur fort, indem es von dort zahlreiche christliche Gelehrte übernahm. Neben Philosophie galt das Interesse der syrischen Gelehrten auch der Astronomie, Mathematik, Medizin, Musik und Optik. Gondeschapur beherbergte das älteste bekannte Lehrkrankenhaus.

IV.

Seit dem 7. Jahrhundert lebten die Syrischen Kirchen unter arabisch-muslimischer Oberhoheit. Die arabischen Herrscher behandelten die Christen anfangs noch mit ziemlich großer Toleranz. Dies geschah auch aus politischem Kalkül heraus: Man wollte keine Aufstände provozieren. Denn die Christen stellten etwa in Syrien noch über Jahrhunderte die Bevölkerungsmehrheit – unter einer muslimischen Oberherrschaft. Im „Goldenen Zeitalter“ des Islam, unter der Herrschaft der Abbasiden im 8. bis 13.

Jahrhundert, konnten christliche, jüdische und muslimische Gelehrte in Bagdad gemeinsam eine große Blütezeit von Philosophie und Wissenschaft einläuten. In der philosophischen Debatte herrschte Gleichberechtigung – allerdings nicht im Alltag.

Denn dort mussten die Christen erfahren: Je mehr sich die muslimische Herrschaft etablierte, umso härter übte man sozialen Druck auf die Christen aus. Als „Schutzbefohlene“ waren sie wie die Juden als Anhänger einer „Buchreligion“ zwar geduldet, doch die Bezeichnung „Schutzbefohlene“ bringt die Problematik ihres sozialen Status schon zum Ausdruck: Sie mussten für die Religionsausübung ein „Schutzgeld“ zahlen. Über lange Zeiträume hinweg

diente die „Dschizya“ den islamischen Herrschern als wichtigste Einnahmequelle. Langfristig erwies sich die Kopfsteuer als ein wirksames Zwangsmittel zur Islamisierung einer Bevölkerung. Als „Schutzbefohlene“ waren die Christen ihren „Schutz-Herren“ gesellschaftlich natürlich nicht ebenbürtig. Dies zeigte sich etwa darin, dass das Zeugnis eines Christen vor Gericht weniger galt als das eines Muslims. Christen hatten auf Landbesitz oder auf öffentliche Ausübung ihrer Religion (wie das Läuten von Glocken) zu verzichten; seit früher islamischer Zeit durften sie keine neuen Klöster oder Kirchen mehr bauen.

War man in der Frühzeit des Islam dem Christentum noch mit Respekt begegnet, begann ab dem 9. Jahrhundert

YOUNG PROFESSIONALS

Bischof Kyrillos William



Foto: missio/Antje Pöhner

Bischof Kyrillos bei den „Young Professionals“ in der Katholischen Akademie Bayern.



Die Teilnehmer des Priestertags schauten sich die Ausstellung zu Mossul an (siehe Seite 2 ff.), die thematisch sehr gut dazu passt, was Andreas Knapp berichtete.

Allen Widerständen zum Trotz setzt sich der koptisch-katholische Bischof Kyrillos William schon seit Jahrzehnten für Frieden und echte Religionsfreiheit in seiner Heimat ein. Ende März (24. bis 29. März) war Bischof Kyrillos zu Gast bei missio in München, analysierte bei mehreren Veranstaltungen unter anderem in der Hanns-Seidel-Stiftung und im Rahmen des Programmangebots „Young Professionals“ in der Katholischen Akademie Bayern die politische Situation in Ägypten und berichtete über die angespannte Lage der Christen in seiner Heimat.

Die Christen in Ägypten seien Diskriminierung gewohnt, betonte der Bischof von Assiut bei seinem Gespräch mit jungen Menschen in der Akademie. Zwar hätten Christen theoretisch

den Zugang zu allen Ämtern und Positionen. „Nicht jedoch in der Realität“ unterstrich Kyrillos William. Politische Ämter und Führungspositionen in Wirtschaft oder Lehre würden in den seltensten Fällen mit Christen besetzt. Das ziehe nach sich, dass talentierte und gut ausgebildete Frauen und Männer oftmals das Land verließen, da sich woanders bessere Chancen böten.

Das Zusammenleben mit Muslimen, die rund 90 Prozent der Bevölkerung ausmachen, gestaltet sich in der Regel friedlich, wie Kyrillos informierte. So seien etwa 90 Prozent der Schüler in kirchlich getragenen Schulen muslimischen Glaubens und schätzten die gute Ausbildung. „Die von missio geförderten Projekte helfen, die Atmosphäre und den Dialog zwischen den Religionen positiv zu beeinflussen.“



Das Podium: Andreas Knapp (li.) stellte sich den Fragen, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte.

eine wachsende Polemik gegen die Christen. Zu den verbalen Attacken gesellten sich brachiale: Fanatische Muslime massakrierten wehrlose Christen. Dabei ist zu beachten, dass es je nach Herrscher oder geographischer Region auch wieder Zeiten größerer Duldsamkeit gab. Seit dem 13. Jahrhundert wurden die Gesetze für die Minderheiten immer schärfer ausgelegt.

Trotz all dieser bedrohlichen Entwicklungen stand die „Kirche des Ostens“ auch im 13. Jahrhundert noch in großer Blüte, vor allem durch ihre Mission bis tief nach Asien hinein. Diese lebendige Kirche erlitt um das Jahr 1400 ein jähes und gewaltsames Ende – und zwar durch die Mongolen. Der blutrünstige Timur zerstörte viele Kulturen, auch die Kirche des Ostens fiel diesem Gewaltherrscher zum Opfer. Zahlreiche Bischofssitze wurden ausgelöscht und Kirchen in Asche gelegt. Uralte Klöster mit kostbaren Handschriften gingen in Flammen auf. Von da an konnte das syrische Christentum nur noch ein klägliches Restdasein in unzugänglichen Gebirgsregionen und einigen Enklaven wie etwa dem nördlichen Mesopotamien führen.

Der rote Faden durch die Geschichte der Syrischen Kirchen: eine Blutspur! Von Anfang an war diese Kirche eine Märtyrerkirche und ist es bis heute geblieben. Die Gläubigen der „Kirche des Ostens“ lebten immer unter Fremdherrschaft und ihre Lage schwankte zwischen anerkannt, geduldet oder verfolgt hin und her – mit der Tendenz zu wachsender Unterdrückung. Die syrischen Kirchen schrumpften immer mehr zusammen.

Im Schatten des Ersten Weltkrieges fand dann ein regelrechter Genozid statt: Nicht nur 1,5 Millionen Armenier wurden Opfer eines Wahns, in dem türkischer Nationalismus mit islamischer Religion vermischt wurden, sondern auch zwischen 300.000 und 500.000 aramäische Christen. Man hatte eigentlich nur eine Chance, nämlich zum Islam zu konvertieren. Und falls nicht, wurden Männer ermordet, Frauen vergewaltigt, Kinder lebendig verbrannt.

Und genau 100 Jahre nach dem abscheulichen Genozid von 1915 wird den syrischen Kirchen in ihren Ursprungsländern der Todesstoß gegeben. Und wieder das gleiche Schema: Der IS, aber auch syrische Rebellengruppen,

die vom Westen unterstützt werden, zwingen Christen zur Konversion zum Islam – sonst droht Vertreibung, Vergewaltigung, Mord. Die allermeisten Christen haben es vorgezogen, ihre Heimat zu verlieren, ihre Häuser, ihren Beruf. Sie haben alles verloren – nur nicht ihren Glauben. Viele vegetieren in den Flüchtlingslagern in Kurdistan, wo es für sie keine Zukunft gibt. Einige haben das Risiko auf sich genommen, über Schlepper nach Europa zu kommen. Und nun sind sie unsere Nachbarn, etwa in Leipzig.

V.

Navid Kermani hat in seiner viel beachteten Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Jahr 2015 auf die Christen des Ostens aufmerksam gemacht, die von ihren westlichen Glaubensgeschwistern vergessen wurden. Er zitiert den Priester Jacques Mourad: „Wir bedeuten ihnen nichts.“ Diese Ermahnung eines Muslims, dass sich die Christen endlich ihren bedrohten und bedrängten Glaubensgeschwistern zuwenden sollten, muss aufrütteln. Daher komme ich zu der Schlussfolgerung, dass die orientalischen Christen unsere ganze Solidarität verdient haben. Sie wurden weit verstreut und so könnten wir es uns zur Aufgabe machen, sie zu suchen, sie anzusprechen und einzuladen, etwa in die Pfarrgemeinden und Gottesdienste. Sie können von ihrer Geschichte erzählen oder auch Gottesdienste mitgestalten.

Diese Unterstützung bedeutet nicht, dass wir Christen deshalb bevorzugen, weil wir ja auch Christen sind. Das würde dem Geist Jesu widersprechen. Jesus hat sich für Notleidende eingesetzt, unabhängig von der Religionszugehörigkeit. Wenn wir uns besonders für die Christen im Orient einsetzen, dann deshalb, weil sie dort eine so bedrohte Minderheit darstellen. Die internationale Politik hat sich sehr für die bedrohte Minderheit der Jesiden eingesetzt. Aber die genauso bedrohte Minderheit der Christen wurde oft ihrem Schicksal überlassen. Schiiten oder Sunniten finden im Nahen Osten Länder oder Regionen, in denen sie relativ geschützt sind, weil dort ihre Glaubensgenossen wohnen. Aber für Christen gibt es solche Regionen im Nahen Osten – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht

mehr. Und daher müssen sie bevorzugt aufgenommen werden, weil sie in ihrer Heimat nirgends mehr sicher sind.

Die in direkter Linie von der Urkirche abstammenden Kirchen aus dem Orient werden in alle Welt zerstreut. In ihrem leidvollen Zerrissen-Werden können die orientalischen Kirchen eine Fruchtbarkeit entfalten: Sie bringen ein kostbares Vermächtnis mit – und wenn die westlichen Kirchen dies wertschätzen und aufnehmen, dann leben die Traditionen des Ostens fort!

Um ein Beispiel zu nennen: Die Kirchen des Orients waren missionarisch und dialogisch zugleich. Sie haben die Kulturen Asiens wertgeschätzt und standen in lebendigem geistigem Austausch mit Buddhismus oder Hinduismus. Sie haben auch den Islam mitgeprägt, indem sie dem muslimischen Kulturkreis wichtige philosophische und naturwissenschaftliche Kenntnisse vermittelten. Glücklicherweise spielen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Inkulturation und der Dialog mit anderen Religionen und Weltanschauungen eine zentrale Rolle.

Dieser Dialog ist heute notwendiger denn je, vor allem mit Muslimen. Denn weder darf man das Gewaltpotential, das im Namen des Islam aktiviert wird, verharmlosen – noch darf man dem Islam generell eine Gewalttätigkeit unterstellen. Der Islam ist eine sehr komplexe Religion – ähnlich wie das Christentum. Da gibt es die verschiedensten Strömungen, radikal-fundamentalistische wie auch gemäßigte und sehr offene.

Es wurde von der westlichen Politik mitverschuldet, dass die radikalen Kräfte gestärkt und hochgerüstet wurden, etwa die Taliban. Und es sind Länder wie Saudi-Arabien und Katar, die mit Europa und den USA so eng verbündet sind, die ihre radikale fundamentalistische Version des Islam in alle Welt exportiert haben. Auch Deutschland liefert Waffen nach Saudi-Arabien, bis auf den heutigen Tag. Diese vom Westen mitfinanzierte Radikalisierung des Islam hat zu den verheerenden Verhältnissen im Irak, in Syrien, aber auch im Jemen beigetragen. Umso wichtiger ist es, dass die muslimischen Bewegungen zu unterstützen, die für Offenheit und Toleranz eintreten.

Ungezählte Menschen fliehen nach Europa, um dem Terror des Islamismus

zu entkommen. Der Großteil der Flüchtlinge sind Muslime. Sie sind auf der Suche nach einer neuen Heimat, aber auch nach anderen politischen Systemen und gesellschaftlichen Werten: Menschenrechte und Demokratie, Religionsfreiheit und Toleranz. Es stellt die große Herausforderung für unsere westliche Gesellschaft dar, die Flüchtlinge von innen her für diese Werte zu gewinnen. Wenn wir die Vertriebenen offen und entgegenkommend aufnehmen, können sie unsere Werte kennen- und schätzen lernen.

Auf einen zentralen Punkt möchte ich noch aufmerksam machen: Über viele Jahrhunderte haben die Christen im Orient das Evangelium von der Gewaltfreiheit sehr ernst genommen. Immer wieder betonten sie, dass eine Religion nicht mit Gewalt ausgebreitet werden darf. Das Christentum des Westens war in dieser Frage sehr ambivalent, auch in der Vermischung von Politik und Religion. Die Kirchen des Ostens waren in dieser Frage immer sehr klar am Evangelium orientiert. In einer Zeit, in der wieder Gewalt im Namen einer Religion ausgeübt wird, bis hin zu einem menschenverachtenden Terrorismus – kann dieses Zeugnis nicht laut genug verkündet werden: Religion darf nicht mit Gewalt ausgebreitet werden. □

Den vollständigen Text finden Sie in: Andreas Knapp, *Die letzten Christen. Flucht und Vertreibung aus dem Nahen Osten*, Adeo-Verlag 2016

Andreas Knapp (geb. 1958) gehört der Ordensgemeinschaft der Kleinen Brüder vom Evangelium an, hatte sich der geistlichen Familie des Charles de Foucaulds schon als Student zugehörig gefühlt und schloss sich dem Orden dann im Jahr 2000 an. Er lebt als Arbeiterpriester – verdiente seinen Lebensunterhalt unter anderem als Fließbandarbeiter – und wirkte bevor er nach Leipzig zog in Paris, Neapel und in Bolivien. Seit kurzem ist er auch als Gefängnisseelsorger tätig.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 47

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Mitarbeit: Simon Berninger
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Fremdenzimmer

Vor rund 120 Gästen wurde am Abend des 6. Dezembers 2016 die Ausstellung „Fremdenzimmer“ in der Katholischen Akademie Bayern eröffnet, in der das Schicksal syrischer Flüchtlinge im Mittelpunkt steht. Der Autor des gleichnamigen Buches, der Journalist und Kunstexperte Wilhelm Christoph Warning, und der Fotograf Enno

Kapitza, der das Leben der Flüchtlinge fotografisch begleitet hat, sprachen über ihre gemeinsame Arbeit. Moderiert wurde das halbstündige Gespräch, bei dem unter anderem die ganz unterschiedlichen Biografien der Flüchtlinge im Mittelpunkt standen, von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller.

Florian Schuller: 400.000 bis 500.000 Tote soll es inzwischen in Syrien geben. Vor zwei Monaten ist der Nuntius des Papstes in Syrien, Mario Zenari, zum Kardinal erhoben worden. Im großen Interview nach seiner Ernennung hat Mario Zenari, seit 2008 in Syrien, große Kritik geübt an den Groß- und Regionalmächten, die hier Stellvertreterkriege führen: „Das, was man nicht sieht“ – Zitat Mario Zenari – „die größten Schäden sind die Bomben, die in die Seelen eingedrungen sind, in die Herzen der Kinder, die so viel Gewalt gesehen haben. In ein paar Jahren wird man diese Gebäude, die Infrastrukturen wieder aufbauen. Wie aber kann man die Herzen, die Seelen dieser Kinder wieder heilen, die solch tiefe Wunden davongetragen haben. Das ist eine Herausforderung für alle Religionen in Syrien, dieser Wiederaufbau der Seelen.“ Und dann mit einem sehr bewegenden Bild, er trage das Blut der unschuldig Getöteten, das noch an seinen Schuhen klebe, direkt vor das Petrusgrab in Rom.

Heute Abend geht es nicht um eine politische Diskussionsrunde, um den Islam oder den interreligiösen Diskurs, sondern um Bilder, um Fotografien, auch um innere Bilder. Und um ein Buch, in dem die Bilder zu sehen sind, die in großen Formaten bei uns an den Wänden hängen.

Herr Warning, Sie sind der Autor des Buches und leben mit Ihrer Gattin in Roitham, dem wunderbar romantischen Ort des Chiemgau, in dem plötzlich die 16 Syrer aufgetaucht sind, von denen Sie erzählen. Hatten Sie eigentlich vorher ein eigenes inneres Bild von Syrien?

Wilhelm Christoph Warning: Ich kannte die syrischen Kirchenväter, die ganz frühen Syrer sozusagen. Mir war auch klar, dass dort die Griechen waren, die Römer. Aber Syrien selbst war Terra incognita für mich. Das hat auch etwas mit unseren Besuchen in Israel zu tun. Da war Syrien immer das Land, das geradezu tabuisiert war. Heute habe ich Syrien durch die Verbindung zu den 16 Menschen, die damals kamen, richtiggehend entdecken können und es sehr bereut, nie dorthin gereist zu sein.

Florian Schuller: Herr Kapitza, Sie verbinden schon in Ihrer Person verschiedene Welten: einen deutschen Vater, eine japanische Mutter. So sind Sie in zwei Welten aufgewachsen, in Japan und Deutschland oder Bayern. Auch eine Frage nach Ihren persönlichen Bildern: Überschneiden die sich, träumen Sie japanisch, träumen Sie deutsch? Haben Sie japanische Bilder im Kopf, innere, oder deutsche, westliche?

Enno Kapitza: Eine sehr gute Frage. Ich träume tatsächlich auf Deutsch, und in vielen Bildern, aber nie auf Japanisch. Japanisch war aber meine erste Sprache als Kind, aber mit einem Germanisten als Vater ist es unausweichlich, dass Deutsch sozusagen meine Vatersprache ist. Japanische Bilder habe ich natürlich in mir. Diese Bilder sind sehr unbewusst. Ich versuche aber, keine japanische Bildsprache in meine Fotos zu bringen, vielleicht auch unbewusst.

Florian Schuller: Sie beide wurden nun konfrontiert mit den 16 Syrern. Was waren Ihre ersten Erfahrungen? Sie, Herr Warning, hatten begonnen und haben bald Herrn Kapitza mit eingeführt in Ihre neue Gemeinschaft.

Wilhelm Christoph Warning: Nein, das war nicht ich, sondern die Verlegerin, Frau Sieveking, die uns zusammenbrachte. Wir kannten uns überhaupt nicht, haben aber später festgestellt, dass ich im gleichen Ort groß geworden bin, in dem Enno heute lebt, in Gräfelfing. Enno kam, und meine Frau und ich hatten die Syrer in der ehemaligen Pension vorher gebeten: Der Fotograf kommt morgens um 9 Uhr, bitte seid pünktlich, seid bitte wach und steht auf. Damals wussten wir noch nicht, dass es unterschiedliche Zeitverständnisse gibt. Es gibt ein „syrisches Zeitverständnis“, das ich an einem Beispiel erklären will: Wenn man bei uns eingeladen wird, zum Beispiel um Sieben, dann kommen wir hier spätestens Viertel nach Sieben; ab da beginnt es, sehr unhöflich zu werden. Aber in Syrien kann man dann auch abends um Elf kommen. Das ist

nicht unhöflich. Deshalb werden dort die Speisen auch so zubereitet, dass sie über einen längeren Zeitraum genießbar sind. Enno, jetzt müsstest du weiter erzählen. Er kam um neun, und dann...

Enno Kapitza: Es gab ja vorher bereits ein erstes Kennenlernen. Ich ging mit meiner Frau Ulrike und mit Sabine und Wilhelm hoch zur Gruberalm. Die beiden haben uns vorgestellt, wir wurden gleich mit Tee und Kaffee begrüßt. Ja, und dann kam eben dieser erste Foto-Tag, an dem ich sogar viel zu früh dort war. Die Bewohner der Pension kamen alle ziemlich verschlafen aus ihren Zimmern. Aber weil wir uns schon kannten, war kein Herantasten mehr nötig, sondern wir waren dann gleich mittendrin im Fotografieren. Ich war wirklich überrascht, wie unmittelbar sich diese Männer auf das Projekt eingelassen haben. Weil ich jeden Einzelnen zu einer Porträtsitzung gebeten hatte, war es in Ordnung, dass der letzte Langschläfer am Nachmittag irgendwann aus seinem Zimmer herauskam. Aber der traurige Hintergrund ist der, das haben mir später Sabine und Wilhelm Warning erzählt, dass etliche die Nächte durchwachen, weil sie von Alpträumen geplagt sind und nicht schlafen können.

Wilhelm Christoph Warning: Das sind ihre inneren Bilder, genau.

Enno Kapitza: Umso erstaunlicher fand ich, mit welcher Ruhe und Gelassenheit sie sich auf die Foto-Termine eingelassen haben, und wie klar und konzentriert sie dabei waren.

Florian Schuller: Sie sprechen von Porträtsitzungen. Häufig wird einer einzeln gezeigt, der in die Ferne blickt. Da kann man Sehnsucht oder was immer ahnen. Haben Sie gesagt, stellt euch mal da hin, und dann haben Sie 200 Aufnahmen gemacht und die beste ausgesucht?

Enno Kapitza: Ich hatte tatsächlich gedacht, dass ich mit jedem einen halben Tag verbringe, was natürlich völlig unrealistisch war. Jede Sitzung dauerte ungefähr nur eine halbe, dreiviertel Stunde. Die Umgebung dort ist eine tolle Landschaft, ein Bilderbuchbayern. Wir gingen spazieren und haben dann

Orte gefunden, wo ich jemanden gebeten habe, sich für ihn passend zu positionieren. Aus solchen Momenten heraus sind dann Porträts entstanden.

Florian Schuller: Kamen bei solchen Gesprächen auch die inneren Bilder hoch? Sie, Herr Warning, erzählen immer wieder von den entsetzlichen, grausamen Bildern, die sie Ihnen auf ihren Handys gezeigt haben. Aber auch von den Bildern einer guten Vergangenheit. Mir ist beim Lesen des Buches aufgefallen: Zumindest zwei sind ganz stolz auf ihr großes deutsches Auto. Wir würden von einer gut situierten Situation sprechen. Und immer wieder die enge Beziehung zur Familie, zum Beispiel bei Issam, der Vater, der zu Hause im Rollstuhl sitzt und dem er nicht helfen kann.

Wilhelm Christoph Warning: Zunächst einmal habe ich Enno beneidet, der ohne Sprache Bilder gemacht hat, die die Tiefe der Personen für mich oft frappierend zum Ausdruck bringen. Mir hat das sehr geholfen, meine Bilder, meine Portraits der Menschen zu schreiben. Denn es gibt die Bilder, die sie mir erzählt haben, und es gibt die Bilder, die sie innen mit sich tragen, und es gibt Bilder, die symbolisch für etwas stehen wie zum Beispiel Autos. In Syrien ist das Auto ein Luxusartikel. Autos kosten ein Vielfaches mehr als in Deutschland und sie bedeuten auch viel mehr. So war der weiße BMW in der Geschichte des einen syrischen Brüderpaars das letzte Geschenk des Vaters, der an Krebs starb. Mit diesem weißen BMW fahren seine fünf Kinder in die Cafés in Damaskus. Und dieser Wagen wird zum Symbol der Beziehung zum Vater und der Zerstörung auch der inneren Werte. Denn im Krieg wird das Auto von der Rakete eines Fliegers getroffen und geht in Flammen auf. Ob das jetzt ein amerikanischer Flieger war, weil man dachte, die IS-Leute fahren mit dem weißen BMW, oder ob es eine Fassbombe al-Assads war, ist egal: Denn diese kleine Geschichte zeigt, dass alles, was diesen Menschen lieb und teuer war, zerstört worden ist. Und das gilt nicht nur für das Brüderpaar, sondern für fast alle Leute in Syrien. Damit sind wir bei den inneren Bildern. Ich hatte natürlich auch in mir Bilder,



Wilhelm Christoph Warning, Dr. Florian Schuller und Enno Kapitza (v.l.n.r.).



Foto: Enno Kapitza

Ahmad schaut aus dem Fenster der Küche zum Nachbarhaus, dessen Bewohner sich weigert, die Männer aus Syrien zu grüßen.

die bei den Erzählungen der Syrer entstanden sind, die aber oft überhaupt nicht das getroffen haben, was sie mir erzählt haben. Es gab immer wieder ein „lost in translation“.

Aber es gab auch jene Bilder, die sie auf ihren Smartphones mit sich tragen, und die von den vielfachen Verletzungen zeugen, über die die meisten nicht sprechen können, aber sie dann immer wieder durchscrollen, vielleicht auch, um den Schrecken zu entzaubern.

Ich möchte nicht erzählen, was da zu sehen ist. Absoluter Horror. Hier wird sehr viel vom Horror des IS gesprochen; ich kann nur sagen, der Horror von Assad und seinen Kombattanten und den Banden, die er in Lohn und Brot setzt, ist mindestens so fürchter-

lich, so unmenschlich, so brutal, so widerlich, so menschenverachtend und so abscheulich.

Florian Schuller: Herr Kapitza, wir haben gerade daran erinnert: Das Smartphone ist wohl der wichtigste Gegenstand, den die Geflüchteten bei sich haben. Sehe ich es recht, dass Sie nie einen der Syrer mit Smartphone fotografiert haben? Wollten Sie nicht in die Intimsphäre eindringen, oder gab es einen anderen Grund?

Enno Kapitza: Anders als bei uns, wo mittlerweile das Smartphone an jedem Abendessentisch danebenliegt, haben die Männer bei den Begegnungen ihre Smartphones einfach weggesteckt.

Es wurde nie draufgeschaut. Es war ein Zeichen von Respekt, dass sie voll und ganz da waren. Ich habe sie tatsächlich nie am Smartphone gesehen in dem Moment des Fotografierens. Ich glaube, das machen sie in ihren Zimmern.

Florian Schuller: Damit wir uns ein wenig erholen können von diesen schlimmen Erinnerungen, eine Frage nach den inneren Bildern von Deutschland, die die Menschen in Syrien im Kopf hatten. Alaa, ein Fan des FC Bayern, hat in Syrien alle deutschen WM-Spiele im Fernsehen angesehen und möchte unbedingt Philipp Lahm einmal direkt begegnen: Der war sogar schon einmal in der Allianz-Arena – das haben wahrscheinlich Sie organisiert...

Wilhelm Christoph Warning: Nein, das hat er von selbst organisiert, der erste Ausflug überhaupt, den er gemacht hat.

Florian Schuller: Mahmoud, sein Kollege, ist umgekehrt Fan von Lionel Messi. Und der Student Nadin, ein Kurde, hat noch in Syrien Neuschwanstein und das Brandenburger Tor gezeichnet. Waren das reine Wunschvorstellungen oder hatten die etwas mit der Wirklichkeit zu tun?

Wilhelm Christoph Warning: Ich glaube, sie haben sich viel mehr erhofft. Man muss sich Syrien als sehr abgeschlossenes Land vorstellen. Auslandsreisen gab es dort nur für wenige. Man ging nach Saudi-Arabien zum Arbeiten – das zieht sich auch durch das Buch –, weil es in den letzten Jahren in Syrien eine Wirtschaftskrise gab. Aber die meisten sind praktisch niemals über die Staatsgrenzen hinausgekommen. Das ist auch eine Erklärung, warum viele keinen Pass haben. Es blieb Beirut, der Libanon; da sind sie hingefahren, dort ist es relativ ähnlich. Deshalb entsprechen die Vorstellungen von Deutschland

sicherlich nicht der Realität. Die Vorstellung einer Offenheit Deutschlands und einer Humanität, die ihnen hier entgegenfluten würden, und auf die sie gehofft hatten – die sind jetzt fast gänzlich zerstoßen.

Florian Schuller: Herr Kapitza, was war anders, als wenn Sie Österreicher oder Bayern in einer fremden Umgebung fotografiert hätten, in die man sich einfinden musste?

Enno Kapitza: Zunächst, die wenigsten konnten überhaupt Englisch, manche auch ein paar Brocken Deutsch. Die meisten Porträtsitzungen waren deshalb fast nonverbal, rein mit Gesten. So hatte sich alles sehr schnell reduziert auf eine ganz klare Begegnung. Anders, als vielleicht bei jemandem, dem ich zehn Minuten Zeit abtrotzen kann für ein Foto, und der vielleicht noch, wenn er irgendwie im Stress ist, dann genervt wird. Es war für mich als Fotograf schon außergewöhnlich, dass jeder so anwesend war im Hier und Jetzt. Selten habe ich so klare Menschen erlebt.

Florian Schuller: Gehen wir mal bei den inneren Bildern in die andere Richtung. Einer, Al Ahmad, hat mit seinen Eltern in Saudi-Arabien für drei Jahre gelebt. Die Mutter durfte nicht aus dem Haus gehen, also eine völlig andere Situation. Gibt es innere Bilder der, in der alten Sprache würde man sagen, arabischen Bruderstaaten um Syrien herum, oder wurde das Thema gar nicht angesprochen?

Wilhelm Christoph Warning: Es wurde nicht angesprochen. Das läuft auf zwei Ebenen. Es gibt eine grundsätzliche Verbindung kraft der Sprache. Die Sprache spielt eine zentrale Rolle im Arabischen, weil sie ja das Wort, die Offenbarung Gottes ist im Koran. Aber andererseits grenzen sich die Staaten schon sehr stark ab. Es gibt auch eine Form nationalen Stolzes: Syrien ist schon die Spitze, und dann kommt lange nichts, und dann kommen die anderen Staaten...

Florian Schuller: Das passt dann ja ganz gut zu Bayern?

Wilhelm Christoph Warning: Ja, es gibt schon ein Selbstverständnis als Syrer. Natürlich ist der Staat ein künstliches Gebilde, von den Franzosen und den Engländern so gezogen. Deshalb ist es nicht homogen und auch schwierig, ein Land mit vielen Minderheiten. Letztlich hat der Nationalismus damit zu tun. Den Libanon etwa sehen manche Syrer als ihr Gebiet, weil der Libanon von den Franzosen abgetrennt wurde. Es ist also schwierig mit den inneren Bildern Arabiens, und natürlich hört auch unser Ohr die verschiedenen Dialekte nicht heraus.

Florian Schuller: Kommen wir zu einem anderen vielleicht schwierigen Thema. 16 Männer und keine Frau. Mahmoud hatte jetzt immer noch eine Freundin in Syrien, mit der er per Smartphone kommunizierte. Aber die Beziehung scheint zu Ende gegangen zu sein...

Wilhelm Christoph Warning: ...genau.

Florian Schuller: Die beiden Brüder Kaisa und Ryfad sind verheiratet. Ryfad hat eine Tochter, die er bisher noch nicht sehen konnte. Wo holt man sich in der Situation Ablenkung oder Zuwendung? Es sind Männer zwischen 19 und 39 Jahren. Welche Bilder von Frauen begleiten sie?

Buch zur Ausstellung

Das Buch „Fremdenzimmer“ ist für 22,90 Euro beim Sieveking Verlag für Kunst und Kultur oder im Buchhandel erhältlich. Die Geschichten von 16 Flüchtlingen, die Wilhelm Christoph Warning dort aufgeschrieben und die Enno Kapitza bebildert hat, erzählen alle vom alltäglichen Terror in Syrien und dem langen Arm der Geheimdienste. Auch die Angst vor und die Hoffnungen auf das Leben in Deutschland spiegeln sich im Buch und in den Fotos wider.

Das Cover des Buches: Wilhelm Christoph Warning, *Fremdenzimmer*. 16 junge Männer aus Syrien und ihre Geschichte. Fotos von Enno Kapitza, 172 Seiten/67 Abb. ISBN 978-3-944874-53-1





Foto: Enno Kapitza

Der 26-jährige Alaa geht über einen Feldweg hinter der Unterkunft im Chiemgau. Sein Blick und seine Körpersprache drücken sowohl Zuversicht als auch Zweifel aus.



Foto: Enno Kapitza

Vier Männer bereiten in der Küche ihrer Unterkunft ihr gemeinsames Mittagessen zu.



Foto: Enno Kapitza

Issam steht für sein Porträt vor einem hölzernen Tor hinter der Unterkunft. Sein Blick ist verloren aber auch stolz zugleich.

Wilhelm Christoph Warning: Ich weiß das nur aus Facebook. Manche posten natürlich irgendwelche tollen Stars. Aber man sollte wissen, dass sie aus einer Familienstruktur kommen, in der der Mann alles organisiert und die Verantwortung trägt. Jetzt hängen sie nachts oder tagsüber am Smartphone, weil das die Nabelschnur zur Familie ist. Über Whatsapp geht das kostenlos, sonst könnten die sich das gar nicht leisten.

Sie dachten, dass der Familiennachzug nicht besonders schwierig ist. Sie sind bewusst alleine gekommen, weil sie diese unglaublich gefährliche Überfahrt über das Meer im Herbst den Kindern und Frauen nicht zumuten wollten. Und

jetzt sitzen sie da und müssen über diese Nabelschnur Smartphone erleben, dass sie nichts tun können. Das ist bis heute so.

Dazu kommt, dass zum Beispiel einer über ein halbes Jahr – das ist eine Geschichte, die mich sprachlos macht in ihrer Inhumanität – auf seinen Bescheid gewartet hat, weil das BAMF angeblich so lange seine Papiere geprüft hat. Endlich ist dieser Bescheid gekommen, er hat jetzt subsidiären Schutz, das heißt, ein Jahr mit dem zeitlichen Verbot, die Familie nachzuholen. Der ist vollkommen am Ende, psychisch, physisch. Und jetzt hat man ihm noch gesagt, er muss, weil er keinen Pass hat, einen bei der

syrischen Botschaft in Berlin beantragen und abholen, einen syrischen Pass, weil er einen Pass haben muss, wenn er in Deutschland leben will. Das kostet nicht nur 400 Euro, die er nicht hat, sondern er muss nun an den Ort fahren, von dem die Bedrohung für ihn ausgeht, zu den Vertretern des Assad-Regimes, vor denen er geflohen ist. Die Botschaft ist ja Territorium des syrischen Staates. Da reicht meine Phantasie nicht, um mir ein Bild zu machen. Ich kann nur vermuten, dass es politisch gewollt ist, den Leuten das Leben hier so schwer wie möglich zu machen, und das finde ich schamlos.

Florian Schuller: Herr Kapitza, Ihr Eindruck, wenn Sie als Fotograf zu den 16 Männern gekommen sind? Hat man mal über Frauen gesprochen?

Enno Kapitza: Beim ersten Treffen war meine Frau Ulrike dabei, und es war eine sehr respektvolle Begegnung. Wir haben danach nie wieder über Frauen gesprochen. Im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, dass sie in einer inneren Verbindung nach Syrien leben. Die Wahrnehmung ihrer momentanen Situation und ihrer Umwelt ist sehr eingeschränkt, auch ihr Blick auf Frauen. Es dreht sich wirklich alles um diese Nabelschnur, die Verbindung nach Hause, zu ihren Frauen, Müttern, Töchtern. Natürlich schaut sich jeder gerne hübsche Frauen an, gerade junge Männer. Aber ich hatte nicht das Gefühl, dass das hier ein großes Thema ist.

Florian Schuller: Anderes Thema: Religionen. Wenn ich es richtig gelesen habe, Herr Warning, haben Sie selten über Religionspraxis mit den 16 Syrern gesprochen. Aber was immer wieder als selbstverständlich auftaucht, sind einzelne Kontakte zu anderen Religionen. Khalid hat mit Christen Ostern gefeiert. Von Bei Aziz Al-Sawa, dem Pferdeflüsterer, heißt es, die Eltern hätten Aramäisch gesprochen. Waren das syrisch-orthodoxe Christen? Oder Hassan von Chamischli, der viele Christen in seinem Ort getroffen hatte, die am Ende des Osmanischen Reiches geflohen waren.

Wilhelm Christoph Warning: Ich hatte sie einmal mitgenommen in eine Kirche und habe etwas erklärt. Dann hat eben jener, der mit seinen christlichen Freunden auch Ostern gefeiert hat, gesagt, was erklärst du denn, ich weiß das ja alles. Religion ist nicht wirklich das zentrale Thema. Vielmehr wird die ganze Vielfalt des syrischen Landes deutlich, weil es viele Minderheiten gibt, unterschiedliche Religionen oder Konfessionen, Sunniten und Schiiten, Alawiten, Jesiden, Drusen und nahezu alle christlichen Konfessionen. Darüber sprechen wir schon, und sie wissen, dass ich praktizierender Christ bin, und akzeptieren das auch.

Florian Schuller: Herr Kapitza, haben Sie in Ihrer Karriere als internationaler Fotograf auch religiöse Szenen gefilmt, religiöse Praktiken und Riten?

Enno Kapitza: Ich war jetzt in Nepal, in einem buddhistischen Hochtal, dort haben wir einige Riten fotografiert, also betrachtet. Vor nun fast schon 20 Jahren war ich mal beim Dalai Lama. Dort in Dharamsala durften wir buddhistische Meditation und Praktiken begleiten.

Florian Schuller: Biegen wir in die Zielgerade ein. Wir hatten am Anfang von den Traumbildern Deutschlands gesprochen. Kommen wir zu den konkreten Bildern, den Erfahrungsbildern: Ein schönes Foto haben Sie im Buch, Gott sei Dank. Es zeigt Walid, den Gitarrenspieler, der von einem unbekannten Mann in München eine Gitarre geschenkt bekommen hatte. Die Gitarre, die man auf den Bildern sieht, das ist wahrscheinlich diese geschenkte Gitarre.

Wilhelm Christoph Warning: Es gibt natürlich auch positive Bilder, nicht nur die Gitarre. Zum Beispiel sind wir auf einen Berg gegangen mit Mahmoud, der ein junger kräftiger Zeitgenosse ist. Und dann saßen wir oben, und er schaute und war ganz still. Wir haben gefragt: Bist du traurig? Er: Nein, es ist so unfassbar schön hier.

Ein anderes Bild ist, dass sie bei Menschen willkommen sind, sozusagen in die Familie aufgenommen. Aber



Mehr als 100 Gäste waren zur Vernissage Anfang Dezember 2016 gekommen.

immer bleibt ein Stück Unsicherheit und Angst, dass sie nicht ernst genommen und abgelehnt werden. Manchmal ist es das Gefühl eines tiefen Minderwertigkeitskomplexes, sie haben Angst, irgendetwas zu tun oder zu sagen, was man falsch beurteilen könnte. Aber grundsätzlich gibt es viele Momente der Gemeinsamkeit, auch des Feierns. Etwa in der örtlichen Pfarrei, jetzt gerade vor Weihnachten. Die 16 syrischen Männer haben die Pfarrei eingeladen und bereiten ein großes Essen für alle.

Insofern ist das Bild Deutschlands natürlich differenziert, und je länger sie hier bleiben, desto differenzierter wird es. Aber im Zentrum steht immer, das wird in Enno Kapitza's Bildern auch deutlich, eine Form von Trauer, eine Verschleierung. Sie tragen etwas mit sich, was zerbrochen ist. Diese Trauer wird sehr lange dauern, oder vielleicht auch gar nie vergehen. Denn was sie erlebt haben, ist so heftig, dass man sich manchmal denkt, wie viel Kraft sie haben müssen, dass sie all das überstehen und dass sie so sind, wie sie heute sind.

Florian Schuller: Herr Kapitza, haben Sie auch unterschiedliche Gemütslagen bei Ihren Fototerminen mitbekommen? Wie häufig waren Sie denn überhaupt da?

Enno Kapitza: Natürlich sind alle 16 syrische Männer wie jeder Mensch komplett unterschiedlich. Einer geht aus sich heraus, der andere ist zurückgezogen; einer ist still und traurig, der andere kann alles überspielen. Ich hatte immer das Gefühl, dass jedes Mal, wenn ich jemanden traf, ein innerlicher Anlauf stattfand: Jetzt muss ich da sein, jetzt muss ich mit dem Fotografen reden. Also aus einem Sich-Verschalen heraus-treten. Das konnten sie aber sehr gut. Richtige Trauer habe ich in meinen Begegnungen nicht gespürt. Das wird dir anders ergangen sein, Wilhelm.

Wilhelm Christoph Warning: Ich habe mal gesagt, ihr habt immer ein Moment der Traurigkeit. Sie haben geantwortet, ja, das ist ja auch kein Wunder, das haben wir alle.

Florian Schuller: Frau Warning, Sie waren wahrscheinlich eine der wenigen Frauen, mit denen die Syrer von Anfang an Kontakt hatten. Welchen Eindruck von diesen 16 Männern gewannen Sie?

Sabine Warning: Einen sehr unterschiedlichen – je nachdem, ob sie aus ländlicher Gegend kommen, wo sie sehr traditionell aufgewachsen sind, oder aus Städten. Das ging bis zum Handgeben. Bei den städtischen Syrern war es gar kein Problem, bei denen vom Land war mehr Distanz spürbar. Am einfachsten war es für mich als Frau, dass wir bei den Jungen gesagt haben, wir sind Mama und Papa, und damit war ich Mama Sabine und konnte sie in den Arm nehmen.

Wilhelm Christoph Warning: Ich darf noch kurz etwas zu der Bezeichnung „Mama“ und „Papa“ sagen. Sie ist ein Zeichen des Respekts. Man spricht niemand mit dem Vornamen an, der älter ist, und die Älteren werden gesiezt, so, wie das früher auch bei uns in Deutschland vorkam. Deshalb haben wir die Beinamen Mama und Papa bekommen. Aber für manche sind wir es wirklich, ersatzweise.

Florian Schuller: Eine letzte Frage. Vom Jüngsten, Rami, der vielleicht eine Ausbildung als Elektriker anfangen möchte, erzählen Sie, dass er stumm bleibt, er auch keine Fotos zeigt. Kann ich mich eigentlich auch vor Bildern schützen? Zunächst eine Frage an den Fotografen. Die Kraft der Bilder, der äußeren Bilder und der Bilder, die ich in mir trage, der Bilder, die ich auf dem Smartphone immer wieder zurück und vorwärts scrolle: Welche Kraft haben die Bilder, und gibt es eine Gegenkraft, sich gegen Bilder zu immunisieren?

Enno Kapitza: Das kann ich nicht annähernd nachvollziehen, weil die schrecklichen Dinge, die Rami erlebt hat, mir nie widerfahren sind. Ich weiß nicht, wie lange solche Bilder in einem fortarbeiten. Ich wurde einmal überfallen hier in München auf der Straße. Das Bild ist mir lange nachgehangen, das Bild, aber es ist bei Weitem nicht so etwas, wie wenn alles um einen herum zerfällt.

Florian Schuller: Es gibt ja nicht nur die zerstörerische Kraft der Bilder, sondern auch die rettende Kraft. Wir sind wieder beim weißen BMW und beim Mercedes 190. Die Bilder kämpfen in unserem Innern.

Wilhelm Christoph Warning: Absolut. Es gibt gute Bilder. Übrigens ganz

ähnlich wie beim Erzählen. Es gab Interviews, wo ich am Schluss dachte, obwohl ich beruflich sehr viel Erfahrung miteinbringen konnte, wie soll ich da je eine Geschichte erzählen, weil ich so wenig erfuhr. Es gab viele kulturelle Codes, die wir am Anfang nicht verstanden haben. Von sich etwas zu erzählen ist in Syrien nur innerhalb der Familie oder unter Freunden üblich, aber auch da mit Vorsicht. Ganz einfach deshalb, weil dieses Land über eine sehr lange Zeit eine Diktatur war. Es gibt mehrere Geheimdienste, die jeweils spezielle Bevölkerungsgruppen bespitzeln. Deshalb dringen Bilder nicht nach draußen, in die Öffentlichkeit. Überlebt haben die Menschen seit vielen Generationen immer im Klan und in der Familie, weil man sich da gegenseitig geholfen hat. Was wir Zivilgesellschaft nennen, funktioniert dort nur im Ansatz, und hätte sich vielleicht entwickeln können, wäre dieser Ansatz nicht mit brutaler Gewalt von Assad niedergemacht worden.

Florian Schuller: Zum Schluss möchte ich auf den ältesten der 16 zurückkommen, auf Salem, der aus Aleppo stammt. Sie, Herr Warning, bringen eine Art Traumsequenz, wenn Sie von Salem erzählen, der über den Dächern von Aleppo steht und diese wunderbare Stadt, dieses Weltkulturerbe, betrachtet, und die Wirklichkeit ist ganz anders. Wir haben viel über die inneren Bilder der Syrer gesprochen. Aber mal ganz persönlich gefragt: Welches Bild eines Ortes oder einer Landschaft trägt denn Ihre Identität?

Wilhelm Christoph Warning: Ich wurde als Kind, weil ich Heuschnupfen hatte, an die Nordsee geschickt, auf die Insel Amrum, und habe sehr Heimweh gehabt. Es stieg ins Unermessliche, weil abends – man musste um halb acht einschlafen – irgendwo eine Kurkapelle oder ein Blasorchester spielte. Blasorchester war für mich Bayern, die haben losgelegt, und ich habe losgelegt zu heulen. Da lag ich jeden Abend heulend da. Heimat? Ja, natürlich Bayern. Also, eine der vielen Heimaten. Ich könnte auch sagen, Griechenland. Ich könnte auch sagen, Italien. Ich könnte auch sagen, Schubert. Ich könnte auch sagen, Mozart oder Bach. Ich könnte auch sagen, 20. Jahrhundert, 21. Jahrhundert, das, was mich umgibt.

Florian Schuller: Das 20. Jahrhundert ist ein arg gefährliches Jahrhundert, da gab es so viele Morde und Verbrechen wie nie...

Wilhelm Christoph Warning: Aber ich bin ein Mensch dieses 20. Jahrhunderts und zu Hause in seiner Kultur.

Florian Schuller: Herr Kapitza, Sie können wahrscheinlich wählen zwischen Japan und Deutschland?

Enno Kapitza: Mittlerweile jetzt, im reiferen Alter sozusagen, fällt mir die Wahl sehr leicht. Früher als Kind fand ich es sehr schwierig, mich zu entscheiden, was für mich Heimat ist. Jetzt habe ich tatsächlich, wie Sie sagen, das Privileg, zwei Heimaten zu haben. Wenn ich nach Tokio komme, fühle ich mich zuhause, sobald ich dort die Straßengerüche wahrnehme, die Nudelküchen, und Garküchen, wenn ich die Geräusche, die Sprache höre, fühle ich mich zuhause, und genauso hier auch in München. Eigentlich ist München meine Heimat.

Florian Schuller: Ich möchte schließen mit einem Satz des Fans von Philipp Lahm. Der sagt im Buch: „Ich hatte ja keine Wahl. Ich habe schlimme Bilder gesehen. Vielleicht werde ich eines Tages die Bilder los. Ich weiß es nicht. Sie gehören jetzt wohl zu meinem Leben. Gehört Deutschland zu meinem Leben? Auch das weiß ich nicht“. Herr Warning, Herr Kapitza, ganz herzlichen Dank für dieses Gespräch. □



Die Katholische Akademie in alpha-lógos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern sind regelmäßig in ARD-alpha, dem deutschlandweiten Bildungskanal des Senderverbundes, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.15 bis 20 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen. Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags, jeweils um **13 Uhr**, wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.15 Uhr zu sehen war.

Noch ein Hinweis

Die Sendungen der „alpha-lógos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von ARD-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden. Die Internetadresse lautet: <http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104.html>

Eine aktualisierte Programmübersicht finden Sie unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha.html>

Nachdenken über das Internet

Zu ihrem „Ersten Digitalen Salon“ hatte die Katholische Akademie am Montag, den 13. Juni 2016, eingeladen. Die neue Reihe soll dazu dienen, über das Internet als Phänomen nachzudenken, über Auswirkungen und Folgen der Digitalisierung zu reflektieren und dabei unterschiedliche Positionen ins Gespräch zu bringen.

Dr. Alexander Pschera, der als Ideengeber das Konzept entworfen hatte, fungierte auch als Moderator und hatte sich für den ersten Abend eine illustre Runde eingeladen: Ariadne von Schirach, Autorin aus Berlin, sprach über „Digitale Ethik – Wie das Netz die soziale Kommunikation verändert“. Sie hob unter anderem hervor, dass das Internet eine gewisse Oberflächlichkeit bediene, die nicht per se schlecht sei, aber eben auch nicht den Tiefgang der Wirklichkeit darstelle. Prof. Dr. Peter Trawny, Dozent an der Universität Wuppertal und Heidegger-Experte, ging in seinem Kurzreferat der Frage nach „Das reale Leben – Warum uns das Netz so viel verspricht“. Er plädierte in der anschließenden Diskussion vor allem für mehr Gelassenheit im Umgang mit dem Netz. Als Dritter im Bunde beschäftigte sich schließlich Dr. Uwe Jochum, Chefbibliothekar an der Universität Konstanz, mit dem „Zugriff – Warum wir im Netz so wenig begreifen“. Mit Hinweis auf bis zu 30.000 Jahre alte Steinblöcke mit Keilschrift oder antike Papyrusrollen, die ihren Inhalt bis heute tragen und sichtbar machen, stellte er die kritische Frage, wie heutige Inhalte künftig weitertransportiert werden sollten, wenn die Haltbarkeit einer CD-ROM oder DVD gerade einmal 30 Jahre betrage.

Bei der zweiten Ausgabe des Digitalen Salons am Donnerstag, den 24. Novem-



Das Podium des Ersten Digitalen Salons: Dr. Alexander Pschera, Ariadne von Schirach, Dr. Uwe Jochum und Professor Peter Trawny (v.l.n.r.).



Beim Zweiten Digitalen Salon diskutierten (von rechts) Jürgen Marks, Franz Rohleder, Dr. Anna Sauerbrey und Dr. Alexander Pschera.



Dr. Alexander Pschera war Ideengeber für das Konzept und fungierte bei beiden Veranstaltungen auch als Moderator.

ber 2016, ging es um die Frage „Debatte oder Debakel – welchen Wert haben digitale Diskussionen?“ Drei Expertinnen und Experten aus der unmittelbaren Praxis von Diskussionsforen und Kommentaren entfachten eine lebendige Live-Debatte. Dr. Anna Sauerbrey vom Berliner Tagesspiegel eröffnete mit einer kurzen Vorstellung des sogenannten „CAUSA“-Experiments des Tagesspiegels den Reigen. CAUSA ist ein moderiertes Debattenportal, in dem Argumente bewertet werden können und in einer Übersicht erkennbar ist, was gerade umstrittenes Thema ist oder wo es einen breiten Konsens gibt. Ebenfalls aus der Mitte des Debattengeschehens berichtete Jürgen Marks, stellvertretender Chefredakteur der „Augsburger Allgemeinen“ und früherer Chefredakteur bei „Focus online“. In seinem Statement ging er zum Beispiel darauf ein, welche sogenannten „Shitstorms“ seine Zeitung

oder sogar ihn persönlich bei bestimmten Artikeln und Themen ereilen und dass Beleidigungen schnell Ausmaße erreichen können, dass der Rechtsweg beschritten werden muss. Interessante Einblicke gewährte auch Franz Rohleder, Redakteur bei merkur.de/tz.de: anhand der Wahl von Donald Trump zum neuen US-Präsidenten ging er der Frage nach, inwiefern Algorithmen und soziale Netzwerke den Ausgang dieser Wahl bestimmt haben. Nachdenkenswert waren auch seine Ausführungen darüber, dass in Deutschland durch eine lang etablierte seriöse und breit aufgestellte Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft der öffentliche Diskurs bei weitem nicht so sehr von Internet-Blogs, sozialen Netzwerken und dergleichen bestimmt würde wie in den USA, wo es außer einigen wenigen großen Blättern wie beispielsweise der „New York Times“ nichts Vergleichbares gebe.

Beim „Dritten Digitalen Salon“ am Montag, den 4. September 2017, wird es kurz vor der Bundestagswahl um die Frage gehen „Fake News und Social Bots: Kann das Internet Wahlen gewinnen?“.

Astrid Schilling

Presse

Die Tagespost

29. November 2016 – Bietet der digitale Raum eine neue Kulturstufe oder ist er die Zerstörung aller Debattenkultur? Diese Frage stellte der „Zweite Digitale Salon“ in der Katholischen Akademie in München unter dem Thema „Debatte oder Debakel? Welchen Wert haben digitale Diskussionen?“ (...) Aus Diffamierungen der politischen Gegenseite entsteht im Internet schnell Hass. Auch den haben die Redakteure zu spüren bekommen. Für Online-Redakteur Franz Rohleder vom „Münchner Merkur“ gelten gleiche Regeln für alle, online wie offline. (...) Viele Journalisten wollten Meinungen verkaufen, doch die Unterscheidung zwischen Meinung und Nachricht kann Debatten gegenüber der Aufgeregtheit des Internets versachlichen. Denn wenn Fakten manipuliert werden, ziehen sich die Bürger von den Medien und der Politik zurück und werden häufig zu Protestwählern. Medien können also etwas tun gegen den Hass und die Meinungsflut. Das hat der „Zweite Digitale Salon“ deutlich gezeigt.

Alexander Riebel



Beide „Digitalen Salons“ wurden in der Reihe alpha-lógos in ARD-alpha, dem Bildungskanal des Bayerischen Rundfunks, gezeigt. Beide Beiträge, „Die digitale Herausforderung“ und „Debatten im Netz“, sind über die Mediathek der Katholischen Akademie „mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-ard-alpha“ abrufbar.

(Wie) handelt Gott?

Mit der Veranstaltung „(Wie) handelt Gott?“ am 3. Dezember 2016 versuchte die Katholische Akademie Bayern den zwei im Titel miteinander verwobenen Fragen näherzukommen. Denn zum christlichen Glauben gehört ja die feste Überzeugung, dass Gott nicht nur am Anfang der Welt als Schöpfer tätig war. Jedes Gebet,

jeder Gottesdienst ist durchdrungen von der Annahme, dass sich Gott den Menschen dauerhaft zuwendet. Dabei scheint die Erfahrung jedoch allzu oft eine gegensätzliche zu sein: Wir erleben die Abwesenheit, das Schweigen Gottes. Lesen Sie im Anschluss die beiden Referate des Tages.

Das Handeln Gottes in der Bibel. Strukturen und Kategorien

Thomas Söding

Ohne die Überzeugung, dass Gott handelt, wäre die Bibel nicht geschrieben worden. Ohne die Überzeugung, dass die Bibel Gottes Wort ist, wäre sie nicht als Heilige Schrift überliefert worden. Desto wichtiger ist es, genauer hinzusehen: Was wird in der Bibel als Handeln Gottes erzählt und besprochen? Wie wird es beschrieben, in welchen Formen und Gattungen, von welchen Standpunkten aus, in welchen Perspektiven und Brechungen? Wie verhält sich Gottes Handeln zum Handeln und Leiden von Menschen? Wie zum Funktionieren politischer und kultureller Systeme? Wie zu den Wirkkräften der Natur? Gefragt werden muss aber auch: Wie wird in der Theologie, die sich als reflektierte Gottesrede, als Wissenschaft vom Glauben versteht, die Bibel selbst gesehen? Sie ist ein dickes Buch aus vielen Büchern, über mehr als ein Jahrtausend hin entstanden und dicht verwoben mit dem Leben und Sterben, mit den Ängsten und Hoffnungen der Menschen aus jener Zeit und aus jeder Zeit, in der sie gelesen wird. Kann sie Gott zum Autor haben?

Nur wenn es gelingt, beide Fragenkomplexe zu beantworten, lässt sich zeigen, dass nicht der Fundamentalismus, der die Religionskritik überspringen und den Dialog mit anderen Wissenschaften verweigern will, die Bibel beim Wort nimmt, sondern eine aufgeklärte Theologie, die in teilnehmender Beobachtung historisch und kritisch zu verstehen versucht, wie jene Menschen, denen die Bibel zu verdanken ist, auf Gottes Handeln schauen und wie deren Blicke heute gesehen werden können. Nur wenn diese Einsichten überzeugen, lässt sich dem Ansinnen begegnen, die Bibel ins Reich der Legende, der Sagen, Mythen und Märchen zu verbannen, weil sie mit Gottes Handeln rechnet.



Prof. Dr. Thomas Söding, Professor für neutestamentliche Exegese und Theologie an der Ruhr-Universität Bochum

I. Grenzen und Passagen

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ (Gen 1,1) – mit diesem Satz, wie er meistens übersetzt wird, beginnt die Bibel, und mit der Aussicht auf einen neuen Himmel und eine neue Erde endet das Neue Testament (Offb 21,1), das sich auf den Propheten Jesaja bezieht (Jes 65,17; 66,22). Am Anfang setzt Gott eine Grenze, so auch am Ende. Es sind nicht die Grenzen seines Handelns; vielmehr ist es sein Handeln, das Grenzen setzt – und dadurch Passagen bildet, auf denen sie überschritten werden können: von den Menschen, die in den

Grenzen von Raum und Zeit leben, aber – so die Bibel – berufen sind, sie zu überschreiten.

Die jüdische Exegese, in die sich die altchristliche eingeklinkt hat, entwickelt von der Tora her eine Zeitrechnung, der zufolge wir im Advent des Jahres 2016 nach Christi Geburt das Jahr 5777 nach der Erschaffung der Welt schreiben, das am 2. Oktober um 18 Uhr angebrochen ist. Diese alttestamentliche Chronologie ist nicht eindimensional; deshalb widerspricht sie nicht der modernen Zeitrechnung, die einer eigenen Logik folgt, macht aber geltend, dass es bei der Zeitmessung mehr zu beobachten gilt als Materie und Genetik, Politik und Ökonomie. Die Genesis sagt, dass Gott einen Anfang aller Anfänge gemacht hat, indem er die Welt und die Menschen in sechs Tagen erschaffen hat, um am siebten Tag Sabbat zu feiern – wobei der Zweite Petrusbrief mit einem Psalmwort daran erinnert, dass für Gott ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind (2 Petr 3,8 – Ps 90,4). Die Genesis blickt aber nicht nur in graue Vorzeit zurück; sie stellt auch die „creatio continua“ vor Augen: das, was jeden Tag, jeden Moment erschaffen wird – das Leben der Welt. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes“, heißt es im Psalter, „vom Werk seiner Hände kündigt das Firmament. Ein Tag sagt es dem andern, eine Nacht tut es der andern kund“ (Ps 19,2f.).

Der Zeittakt der Apokalyptik verläuft im Rhythmus der biblischen Chronologie. Auch wenn die Frequenz hochschnellt, wird nicht vom Anfang, sondern vom Ende her auf den Lauf der Geschichte geschaut. Im Christentum hat es zwar auch immer Gruppen gegeben, die meinten, das Ende der Welt ausrechnen zu können, meist weil sie die große Ungerechtigkeit nicht mehr ertragen konnten. Aber die klugen Theologen, allen voran Augustinus, haben sich bei aller Leidenschaft der Zeitdiagnostik nicht auf Berechnungen eingelassen, wann das Ende der Welt kommt, sondern die Augen für die „Apocalypse now“ geöffnet, für die gegenwärtigen Katastrophen, die fürchterlich, aber nicht das absolute Ende der Geschichte sind, sondern einen neuen Anfang hervortreiben, immer wieder.

Aus diesem Grund wäre es eine fatale Fehldeutung, die Genesis wie die Apokalypse im Gegensatz zur Astrophysik oder zur Evolutionsbiologie zu deuten – so wie aber die Bibel auch nicht die Theorien vom Urknall und vom Wärmetod des Kosmos vorweggenommen hat. Sie sieht die Welt „sub specie Dei“. Deshalb ist sie mit dem modernen Weltbild der Physik in zwei entscheidenden Aspekten kompatibel: Sie hält zum einen dafür, dass die Welt, jedenfalls diese, nicht unendlich ist, sondern einen bestimmten Anfang wie ein definitives Ende hat; und sie hält zum anderen dafür, dass zwischen Anfang und Ende ein Zeitpfeil verläuft, der nicht umkehrbar ist. Zwar gibt es den Kreislauf des Jahres, aber weder Stillstand noch Regression, wie es der Mythos sich denkt, sondern eine unumkehrbare Entwicklung, die jedem Moment eine unverwechselbare Bedeutung zuspricht.

Die Genesis ist nicht gegen oder für Darwin geschrieben worden; sie ist gegen mythologische Kosmogonien geschrieben worden, die den Menschen in seiner Welt als Opfer und Gewinner tödlicher Kämpfe zwischen den Göttern hinstellen, und sie ist für ein Volk geschrieben worden, das sich mit seinem Glauben an Gott auf eine lange Wanderung durch die Geschichte geschickt sieht, um jenseits von Eden das religiöse Wissen wachzuhalten, dass kein Mensch sich anmaßen darf, Gott zu sein, und dass Gott kein Teil dieser Welt ist. Die

Apokalypse ist nicht gegen oder für Einstein geschrieben worden; sie ist gegen die politische Theologie einer Symbiose von Macht und Heil geschrieben worden, die damals das römische Reich inszenierte; und sie ist für die um ihres Glaubens willen Verfolgten geschrieben worden, denen Gott eine Zukunft bereitet, jenseits aller Zukunft und jeden Abbruchs in der Geschichte.

Die Genesis hat eine eigene Rationalität, die von der Fundamentalantercheidung zwischen Gott und Welt lebt, um dann zu zeigen, wie Zeiträume geschaffen worden sind, die mit Leben erfüllt werden, und wie sich eine Welt formt, in der die Menschen eine herausragende Stellung genießen und eine große Verantwortung tragen. Ebenso hat die Apokalypse ihre eigene Logik, die von der Unterscheidung zwischen Zeit und Ewigkeit lebt, um zu zeigen, dass jeder Moment von Gottes Reich umfassen wird und dass im Himmel die Klagen der Opfer Gehör finden, aber auch der Jubel angestimmt wird, dass nicht das Böse siegt, sondern Gott, der schlechterdings Gute und Gerechte.

Am Anfang und am Ende, an den Grenzen von Raum und Zeit, setzt die Bibel auf Gott, und zwar so, dass alle Zeit und jeder Raum von Gott erfüllt wird: „In deiner Hand steht meine Zeit“, betet „David“, der sich Gott anvertraut (Ps 31,16). Der weise Esrachiter „Etan“ (vgl. 1 Kön 5,11; 1 Chr 6,29; 15,17,19) schließt sich an: „Dein ist der Himmel, dein auch die Erde; den Erdkreis und seine Fülle, du hast sie erschaffen“ (Ps 89,12). Also setzt die Bibel an jedem Augenblick und in jedem Winkel dieser Welt auf Gott, der all seine Geschöpfe, den gesamten Kosmos und jeden Äon kennt. Er kennt keine Parias, keine No-go-Areas und keine Auszeiten.

Die Grenzen sind Passagen, an denen Gott ins Leben eingreift und Menschen Gott zu erfahren glauben oder ihn verkennen, vergessen und verdrängen; die Passagen sind Grenzen, vor denen Menschen stehen und nach Gott Ausschau halten, wenn sie, ausgesprochen oder unausgesprochen, mit Jesus beten: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden“ (Mt 6,10), damit Gott die Grenze überschreitet.

Aus neutestamentlicher Sicht ist das entscheidende Ereignis, das sich in den Grenzen von Raum und Zeit abspielt, das Kommen des Erlösers, die Inkarnation des Logos, der Tod des Gottessohnes und die Auferweckung des getöteten Messias, der alles auf Gott und sein Reich gesetzt hat, weil er ganz „für“ die Menschen gelebt hat. Auch im Widerspruch aus dem Munde von Pharisäern und Hohepriestern, den das Neue Testament, nicht ohne polemische Ausschläge, vielfach notiert, wird deutlich, dass die Gottesfrage gestellt ist. Jesus kann mit seiner Bergpredigt, seinen Gleichnissen, seinem Nachfolgererf nur dann nicht im Unrecht sein, wenn Gott handelt, und zwar so, wie Jesus ihn verkündet. Die Auferstehung der Toten wird von Jesus selbst als eine Hoffnung ausgewiesen, die alles auf Gott setzen muss, und zwar im Rückgriff auf die Befreiung Israels aus Ägypten und die Berufung des Mose am brennenden Dornbusch (Mk 12,18-27 parr – Ex 3,6). Davon ist die biblische Kosmologie bestimmt: Die Welt kann nur dann kein selbstreferentielles System sein, das sich von anderen denkbaren, vielleicht aber inexistenten Systemen abschottet, wenn sie als Schöpfung, mithin als Werk Gottes gesehen wird, der die Menschen beauftragt hat, an seiner Kreativität teilzuhaben (Gen 1,26f.).

Schöpfung wie Erlösung verweisen, wenn die Worte nur irgendeinen Sinn machen sollen, auf ein Handeln Gottes an Menschen – das aber, der Bibel zu-



Im anschließenden Gespräch diskutieren die Referenten Jürgen Bründl (li.) und Thomas Söding (re.) mit Evelyn Finger, Leiterin des Ressorts „Glauben

und Zweifeln“ der Wochenzeitung „Die Zeit“. Die Moderation hatte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller übernommen.

folge, immer ein Handeln durch sie, mit ihnen und in ihnen ist; sonst wäre Gott der große Diktator. Deshalb muss über Prophetie und Inspiration, über Charisma und Ekstase gesprochen werden, über Feste und Sakramente, aber auch über Weisheit und Wissenschaft, über Skepsis, über Glaube, Hoffnung und Liebe. Wenn Gott die Welt erschaffen hat und erschafft, ist er kein Faktor, der neben dem oder gegen das agiert, was die Neuzeit als Naturgesetze erkannt hat. Er ist dann vielmehr der Herr aller, der in seiner Schöpfung und durch sie handelt, so wie dann die Welt immer auf ihn erwiesen bleibt, weil sie von ihm ihr Leben empfängt, ihren Anfang, ihr Ende, ihre Grenze und ihren Überstieg ins Weite und Offene.

Wenn Gott die Welt erschaffen hat und erschafft, ist er kein Faktor, der neben dem oder gegen das agiert, was die Neuzeit als Naturgesetze erkannt hat.

Diese Theozentrik hat eine befreiende Kraft. Wenn alle Menschen einen, ein und denselben, Herrgott über sich haben, mit sich, um sich, vor sich, in sich, egal ob König oder Marktfräule, Gelehrter oder Kind, gibt es eine prinzipielle Gleichheit aller: Alle verdanken ihm ihr Leben; alle müssen vor seinen Richterstuhl treten; alle müssen auf seine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit vertrauen. Wenn diese Menschen sich, wie es die Paradiesgeschichte und die Vollendungsbilder in Szene setzen, inmitten des Alls, zusammen mit den Tieren und den Pflanzen, mit Erde und Meer, mit Sonne, Mond und Sternen gesehen werden, wird die westliche Anthropozentrik für ein ökologisches Denken geöffnet, das genau deshalb bis in die politische Rhetorik hinein nicht umhin kann, von „Schöpfung“ zu sprechen.

In der Geschichte der jüdischen und der christlichen Theologie zeigt sich ein großes Selbstbewusstsein, diesen theozentrischen Ansatz bei der Schöpfung und der Erlösung, bei Leben, Tod und

Auferstehung im Gespräch mit der Philosophie und anderen Wissenschaften bewähren zu können. Die Erwartung ist nicht, dass außerhalb der biblisch kodierten Rede von Gott das „Wie“ seines Handelns rekonstruiert werden könnte. Begründet wird aber zweierlei: erstens, dass es nicht als unsinnig erscheinen muss, vom „Dass“ eines solchen Handelns auszugehen, und zweitens, dass dieses Handeln, wenn, dann in einer Weise zu konkretisieren ist, die sich als Hermeneutik des Glaubens versteht.

II. Worte und Zeichen

Der Bibel zufolge handelt Gott so, dass Menschen es wahrnehmen können, wenn sie auch nie hinter das Geheimnis Gottes kommen. Er täuscht sie nicht, auch wenn sie sich oft über Gott täuschen; er redet Menschen an, damit sie ihn hören und dann so reden, dass durch sie auch andere Menschen Gottes Wort vernehmen können; er zeigt sich ihnen, damit sie ihn erkennen und dann so auf ihn hinweisen, dass durch sie auch andere Menschen Gottes Zeichen zu erkennen lernen. Die Worte und Zeichen, die Gott nach dem Eindruck gläubiger Juden und Christen wählt und setzt, sind für die biblischen Schriften die wichtigsten Hinweise auf Gottes Handeln. Sie sind selbst ein Handeln und sie helfen, in den vielen Worten, die Menschen über ihn, über sich und die Welt machen, Gottes Wort herauszuhören, und in den vielen Bildern, die Menschen sich von ihm, von sich und der Welt machen, sein Bild zu entdecken. Kein Hören und Verstehen ist vollkommen, solange die Zeit wird, aber keines ist ein Illusionstheater, so wie Paulus es im Hohelied der Liebe ausdrückt: „Jetzt schauen wir in einem Spiegel nur ein dunkles Bild – dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich nur Teile – dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt bin“ (1 Kor 13,12).

Gottes Wort zu hören und Worte zu finden, das Gehörte weiterzusagen, Gottes Zeichen zu erkennen und Gesetzen zu finden, sie weiterzugeben, ist nach dem Alten wie dem Neuen Testament das Charisma der Prophetie. Für Judentum und Christentum sind nicht nur die Schriftpropheten, sondern auch Mose und David die idealen Autoren

der Tora und der Psalmen, prophetisch begabt. Im Neuen Testament ist Jesus nicht ein, sondern der Prophet; Prophetie gehört zum apostolischen Charisma. Zwar ist Inspiration nicht exklusiv an die biblischen Schriften gebunden, so wenig wie Prophetie. Aber die Fähigkeit, die Grenzen der Geschichte und die Passagen der Gnade zu beschreiben, ist nach der jüdischen wie der christlichen Tradition eine Gabe des Geistes Gottes, dem sich auch die Heilige Schrift verdankt. So heißt es im Zweiten Petrusbrief, der eine christliche Gemeinde auf die Bibel Israels anspricht: „Wir besitzen dieses prophetische Wort desto fester, und ihr tut gut, darauf zu achten wie auf eine Leuchte, die am finsternen Ort scheint, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen“ (2 Petr 1,19). In der „Stunde der wahren Empfindung“ (Peter Handke) braucht niemand mehr die Bibel; aber solange es dunkel ist, leuchtet sie den Weg – weil sie prophetisch ist. Wenn Gott der Autor der Bibel genannt wird, dann deshalb, weil er Menschen inspiriert hat und weiter inspiriert, sie zu schreiben und zu überliefern, zu lesen und zu deuten.

Die Bibel mutet der Moderne wie jeder anderen Epoche zu, mit Inspiration zu rechnen; damit, dass es eine zutiefst menschliche Kommunikation mit Gott gibt, die von ihm ausgeht und jedes weitere Gespräch beeinflusst, das Menschen mit anderen und zuweilen auch mit sich selbst führen. Seit der Goethezeit wird der Begriff der Inspiration – säkularisiert verwendet – auf Künstler bezogen. Er steht aber für originär religiöse Erfahrungswelten, für Visionen und Träume, für Eingebungen und Geistesblitze, die von denen, die sie erfahren, Gott zugeschrieben werden, der sich ihnen in ihrer Sprache, ihren Bildern, ihren Gedanken, ihren Emotionen, Sorgen und Hoffnungen mitgeteilt habe. In einem mechanistischen Weltbild ist Inspiration ausgeschlossen, künstlerische so sehr wie prophetische; seine Überwindung öffnet neue Spielräume des Denkens. Für den Atheismus ist alles Illusion; doch trifft ihn derselbe Projektionsverdacht, den er auch gegen die Religion richtet. In den Religionen gilt es, Scharlatanerie von Charismatik zu unterscheiden, Zelotismus von Martyrium und Dogmatismus vom Credo.

Deshalb ist es von großer Bedeutung, wie wahre und falsche Prophetie erkannt werden können. Die Tora nennt Kriterien. Zuerst: Wunder beweisen gar nichts (Dtn 13,2); denn sie können Zaubereien seien. Dann ist dreierlei entscheidend. Erstens muss durch echte Prophetie die Liebe zu Gott wachsen (Dtn 13,2-6); zweitens muss die Treue zur Tora gewahrt werden, zur Weisung Gottes für ein Leben in Freiheit (Dtn 18,15f.), drittens muss eine Zeitansage erfolgen, die zutrifft, ob sie sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft bezieht (Dtn 18,21f.) – was sich immer erst im Rückblick zeigt und nur in der Gemeinschaft des Volkes Gottes festgestellt werden kann, im Zweifel aber strittig bleibt.

Im Neuen Testament werden genau diese Kriterien auf Jesus gemünzt, sei es in der Kritik seiner Gegner, sei es im Glauben seiner Jünger. Er lehnt es ab, sich durch ein „Zeichen“ als Messias zu beweisen (Mk 8,11ff. par.); er legt das Gesetz so aus, dass es erfüllt wird (Mt 5,17-20); er sagt die Nähe der Herrschaft Gottes an, die sich den meisten verbirgt, ihm aber zeigt – und allen, die wie er in die Welt und zum Himmel schauen (Mk 1,15). Jesus erzählt Gleichnisse, um im Alltags- und im Festtagsleben, das Menschen immer schon geführt haben und immer weiter führen werden, Gott nahe ist, sei es in einer trotz aller Misslichkeiten guten Ernte (Mk 4,3-9 parr.), sei es in der Veröhnung eines Sohnes mit seinem Vater (Lk 15,11-32), sei es durch den Zusammenbruch eines Hauses, das auf Sand gebaut ist, während ein anderes stehen bleibt, weil sein Fundament ein Fels ist (Mt 7,24-27). Laut Evangelien, die den Christusglauben durch erzählende Erinnerung bezeugen, setzt Jesus seine ihm von Gott verliehene Macht ein, um Krankheiten zu heilen und böse Geister zu vertreiben, von denen Menschen besessen waren; nach dem Johannesevangelium handelt es sich um „Zeichen“, die auf die Herrlichkeit Gottes verweisen, wie sie mitten im Leben aufleuchten kann (Joh 2,11; 11,40; vgl. 1,14).

In den Religionen gilt es, Scharlatanerie von Charismatik zu unterscheiden, Zelotismus von Martyrium und Dogmatismus vom Credo.

Diese sogenannten „Wunder“ Jesu sind es, die – wie die des Alten Testaments – die harsche Kritik der Aufklärung auf sich gezogen haben. Baruch Spinoza meinte zwar, alle Episoden der (jüdischen) Bibel, die nicht den Naturgesetzen entsprächen, seien „von Frevelhänden in die Heilige Schrift eingefügt worden“, weil es unter Gottes Würde sei, an seinen ehernen Gesetzen etwas zu ändern. Doch für die gesamte Antike spielen sich die Wunder Jesu einschließlich der Naturwunder innerhalb der Schöpfungsordnung ab, die für Gott freilich kein „closed shop“, sondern ein „open access“ ist. Deshalb ist es ein schwerer theologischer Fehler der christlichen Apologetik, Wunder als Durchbrechung der Naturgesetze und insofern als Beweise für die Göttlichkeit Jesu anzusehen. Es muss vielmehr gelingen, eine Deutung zu entwickeln, die im modernen Zeitalter nicht auf das Postfaktische setzt, sondern glaubwürdig ist. Dies ist prinzipiell möglich, weil der Kosmos auch nach physikalischer und philosophischer Betrachtung ein offenes System ist, das göttliches Handeln nicht

a priori ausschließen kann, zumal Naturgesetze nur Wahrscheinlichkeiten vorhersagen, nicht aber jeden Einzelfall determinieren und im Falle eschatologischer Einmaligkeit per definitionem nicht greifen können. Heinrich Heine, der fromme Spötter, hat den Rationalismus seiner Zeit persifliert, indem er auf eine wunderbare Szene mit Elija am Bach Kerit zurückgreift (1 Kön 17,4):

Rationalistische Exegese
Nicht von Raben, nein mit Raben
Würde Elias ernähret -
Also ohne Wunder haben
Wir die Stelle uns erklärt.
Ja anstatt gebratner Tauben
Gab man ihm gebratne Raben,
Wie wir deren selbst mit Glauben
Zu Berlin gespeiset haben.

Auch die allfälligen Symbolisierungen, Moralisierungen und Psychologisierungen der Wundergeschichten Jesu, von denen es im 19. und 20. Jahrhundert wimmelt, werden von dieser Ironie

Dieser Vorbehalt lässt sich nicht aufheben, weil die Bibel ein menschliches Werk ist, das auf Gott hindeutet, ohne ihn festlegen oder festhalten zu können.

getroffen, wenn sie, anders als die Antike, den allegorischen nicht auf den literalen Schriftsinn gründen und leugnen wollen, was nur geglaubt werden kann: dass sich Gnade materialisiert und dass Gott „Herr aller Mächte und Gewalten“ ist, wie im Sanctus mit Kol 1,16 und Jes 6,9 gebetet wird. Für den Seewandel Jesu (Mk 6,45-52) gibt es so wenig eine physikalische Erklärung wie für den Durchzug des Volkes Israels durchs Schilfmeer (Ex 13-15) und für die Wandlung von Wasser in Wein zu Kana (Joh 2,1-12), so wenig wie für die Speisung Tausender mit wenig Brot und Fisch (Mk 6,33-44 par.; 8,1-10 par.), so wie auch von Elija (1 Kön 17,11-16) und Elischa gottgewirkte Nahrungswunder erzählt werden (2 Kön 4,1-6). Sind die Geschichten deshalb fiktiv? Oder wollen sie gerade anschaulich werden lassen, dass Glaube Berge versetzen kann (Mk 11,23 par.) – und nichts wäre, wenn es die Liebe nicht gebe (1Kor 13,2)?

III. Glauben und Zweifel

Die biblischen Texte bezeugen in Gottes Worten und Zeichen eine Offenbarung, die aber immer zugleich eine Verhüllung ist, eine Epiphanie, die ein Mysterium ist. Wie Erik Peterson gezeigt hat, wahrte die Bibel in ihrer Gottesrede einen „eschatologischen Vorbehalt“, gerade dort, wo es sich um einen direkten Bezug auf Gottes Handeln und das Wissen darum handelt. Dieser Vorbehalt lässt sich nicht aufheben, weil die Bibel ein menschliches Werk ist, das auf Gott hindeutet, ohne ihn festlegen oder festhalten zu können. Täte sie dies, würde sie gegen das Bilderverbot verstoßen. Würde sie Gott hingegen ins Schweigen bannen, wäre sie ebenso übergriffig, weil sie menschliche Maßstäbe dort als letzte ausgabe, wo sie nur dann gelten können, wenn es Gott nicht gibt. Ludwig Wittgenstein notierte in seinen lange unterdrückten Tagebüchern, die Naturwissenschaft („science“) im Sinn: „Es ist zu ersehen, daß die Behauptung: ‚Die Wissenschaft hat bewiesen, daß es keine Wunder gibt‘, absurd ist. In Wirklichkeit ist die wissenschaftliche Art, eine Tatsache zu betrachten, einfach



Foto: akg-images

Es wäre eine fatale Fehldeutung, die Genesis im Gegensatz zur Astrophysik oder zur Evolutionsbiologie zu deuten, so unser Autor Thomas Söding. Genau wie die moderne Wissenschaft spreche die Bibel von einem Anfang und einem

Ende der Schöpfung. Matthäus Merian der Ältere schuf seine hier abgebildete „Schöpfung“ – einen Kupferstich – in den Jahren 1625 bis 1627. Es ist ein Blatt von insgesamt 258 dieses Künstlers zur Heiligen Schrift.

nicht die Art, sie als ein Wunder anzusehen.“ Die Theologie darf diese Differenzierung nicht unterlaufen, sondern kann mit ihr arbeiten.

Die Bibel selbst weist ihr dabei den Weg. Sie macht, speziell im Neuen Testament, den Glauben zur zentralen religiösen Kategorie, weil er Vertrauen und Wissen, Erkenntnis und Bekenntnis, Entscheidung und Praxis verbindet. Dieser Glaube hat die Kraft, die Grenzen von Nationen und Geschlechtern, Religionen und Rollen, Generationen und Kulturen zu passieren (Gal 3,26ff.); er lässt die Passagen der Gottesbegegnung weder im Nirwana noch in Utopia verlaufen, sondern in dieser Welt, mitten im Volk Gottes und, so Gott will, ins Reich Gottes hinein.

In der Bibel wird deutlich, dass der Glaube nicht im Gegensatz zum Wissen steht, sondern eine sensible Form der Wahrnehmung von Gottes Handeln ist, die dem Aberglauben verborgen bleibt. Glaube ist nicht ein System von dogmatischen Sätzen, sondern ein Prozess, dessen Dynamiken, dessen Brüche und Wendungen die Bibel in tausend Beispielen erzählt, von Abraham und Sara bis zu Maria und Joseph, von Mose und Miriam bis zu Maria Magdalena und Petrus.

Die Skepsis, der Zweifel, die Versuchung sind diesem Glauben nicht fremd. In der Bibel wird diese Menschlichkeit aufgedeckt: in der Hoffnung auf Erlösung, die nach Paulus immer eine Hoffnung wider alle Hoffnung ist (Röm 4,18). „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“, ist das vielleicht tiefste Glaubensbekenntnis der ganzen Bibel; nur bei Markus steht es und wird vom schier verzweifelten Vater eines von Dämonen geplagten Kindes gesprochen, dem die Jünger Jesu nicht zu helfen vermochten (Mk 9,24). Im Alten Testament ist das

ganze Buch Kohelet der Unmöglichkeit gewidmet, eine Theologie zu treiben, die keine Zweifel mehr aufkommen lässt. Die paulinische Theologie des Kreuzes ist die radikale Kritik eines jeden theologischen Positivismus, der nicht die Dialektik von Stärke und Schwäche, von Schande und Ehre, Torheit und Weisheit aushält (1Kor 1,17-2,16).

Im Alten Testament gibt Hiob das erschütternde Beispiel eines Menschen, der schuldlos leidet und aus seiner Verzweiflung nur von Gott erlöst werden kann.

Aus demselben Grund und in derselben Haltung wird die Theodizeefrage gestellt – nicht von Menschen, die Gott zur Disposition stellen, sondern von Menschen, die mit ihm ringen und deshalb nicht weniger leiden, sondern auch an Gott zu verzweifeln drohen. Im Alten Testament gibt Hiob das erschütternde Beispiel eines Menschen, der schuldlos leidet und aus seiner Verzweiflung nur von Gott erlöst werden kann. „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, mit diesem Ruf aus Ps 22, der Klage eines leidenden Gerechten, stirbt Jesus nach dem Matthäus- und dem Markusevangelium (Mt 27,46 par. Mk 15,34); „Vater, in deine Hände gebe ich meinen Geist“, betet er, gleichfalls mit einem Psalm (Ps 31,6), nach der Luskaspation (Lk 23,46), und: „Es ist vollbracht“ verkündet er nach Johannes (Joh 19,30). Hat er Recht? Erliegt er einer Illusion? Erhält er eine Antwort?

Die Evangelien verweisen auf Ostern. Erst die Auferstehung zeigt, weshalb Gott Jesus allein gelassen hat, wem Jesus sich hingibt und wie das Ende ein Anfang sein kann. Die Jünger fliehen vor diesem Drama; sie verraten und verleugnen ihn. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Die Exegese hat die Aufgabe, diese Glaubensgeschichten aufzudecken und sie so zu interpretieren, dass sich Menschen von heute mit ihren Lebensgeschichten in ihnen wiederfinden können. Wenn sie es tun, setzen sie auf Gottes Handeln – nicht nur damals, sondern heute. Wenn sie auf Gottes Handeln setzen, können sie an der Bibel ablesen, vor welche Fragen sie gestellt werden und wie viele Antworten sie erhalten können, wie viele Gebete sie mitzusprechen eingeladen sind und wie viel Hören und Schweigen zum Beten gehört, wie viele Zeichen Gottes sie in der Welt erkennen und verkennen können, wie viele Worte Sinn machen und wie viele Worte besser unausgesprochen bleiben, wie viele Wege zu Gott führen und wie viele Stolpersteine auf dem Weg liegen. Es kann ihnen die Welt mit ihrer Schönheit und ihrer Grausamkeit zum Gleichnis Gottes werden, des ersehnten und vermissenden, des erfahrenen und erkannten, des verleugneten und verachteten. Wer diesen Glauben nicht teilt, hat das Recht, von den Gläubigen respektiert zu werden, sollte aber nicht damit rechnen, vergessen oder verachtet zu werden. Glauben und Zweifel sind zu eng miteinander verwandt. Worte und Zeichen sind immer vieldeutig. Grenzen sind immer zu eng und Passagen immer zu weit. Aber das Gebet steht im Raum: „Mit meinem Gott überspringe ich Mauern“ (Ps 18,30). □

Was heißt „Gott handelt“ heute? Das christliche Paradigma der Menschwerdung Gottes und die befreiungstheologische Option für die Armen

Jürgen Bründl

I. Einleitung

Mit der Überzeugung, dass Gott in der Welt handelt, steht und fällt der christliche Glaube. Mehr noch: Sein zentrales Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes unterscheidet das Christentum von allen anderen Religionen und erregt bei vielen Menschen Anstoß. Das gilt auch für das Gespräch mit seinen nächsten und engsten, da monotheistischen Geschwistern, dem Judentum und dem Islam: Für beide ist die Vorstellung eines Gottes, der Mensch wird, undenkbar und beide entwickeln deshalb charakteristisch andere Konzepte des göttlichen Wirkens. Insofern führt die Frage, die das Bekenntnis zu einem in der Welt handelnden Gott für das Verständnis des Menschen stellt, in das Zentrum christlicher Glaubensverantwortung.

Und dies seit alters her. Gott handelt, das bedeutet für christliche Theologie traditionell: Er handelt als Schöpfer und Erlöser in einer trinitarisch ausdifferenzierten Personalunion, die den Vater durch den Geist der Liebe in seinem Sohn als Gestalter der Welt erkennt. Nach dem nicht-paulinischen Christushymnus aus Kol 1,12-20 ist der göttliche Logos als „Erstgeborener der ganzen Schöpfung“ auch der „Erstgeborene der Toten“, derjenige, in dem die ganze „Fülle“ Gottes wohnt. Paulus selbst hat besonders den Erlösungsaspekt dieses göttlichen Sohneshandelns ausgeschrieben. Den Maßstab seiner Theologie bildet das Kreuz Jesu, vor dessen Armut Gott nicht zurückschreckt, in die er seine Hoheit vielmehr „entleert“ bis zur äußersten Erniedrigung des Todes (vgl. Phil 2,6-11). Der göttliche Sohn stirbt „für unsere Sünden“ und wird auferweckt, damit wir Menschen, die Sünder, neu leben können trotz unserer manifesten Schuld. Eine solche Botschaft soll Hoffnung wecken. In 1 Kor 15,3-5 fasst Paulus den Kern der authentischen Überlieferung zusammen, deren theologischer Vorgabe auch seine Verkündigung folgt. Sie stellt damals wie heute eine erhebliche Zumutung an das Selbstverständnis des Menschen dar. Bekanntlich zeichnet unsere Gegenwart in Glaubensangelegenheiten ein bemerkenswertes Erfahrungsdefizit aus. Dass Gott handelt, wird von den Menschen heute häufig nicht mehr wahrgenommen. Und zwar nicht allein deshalb, weil unbestreitbar vieles in der Welt im Argen liegt. Die Tatsache, dass Glaubensüberzeugungen aktuell weniger zur Erlösung als zur Verursachung von Leid beizutragen scheinen, zieht die religiöse Heilshoffnung gewissermaßen grundsätzlich in Zweifel. Genau genommen muss die leitende Fragestellung für die Erörterung unseres Themas also lauten: Was kann es in einer Welt, in der allenthalben Fundamentalismen triumphieren – und zwar nicht nur die islamistischen, sondern auch die evangelikalen und die christkatholischen –, bedeuten, dass Gott handelt?

Drei Argumentationsgänge und ein ekklesiologisches Schlussplädoyer sollen eine mögliche Richtung erkunden, in der die Antwort auf diese Frage liegen könnte. Dass Gott handelt, heiße



Prof. Dr. Jürgen Bründl, Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

demnach durchaus traditionell: Er handelt in Jesus Christus. Das aber bedeutet: Er handelt als Mensch – eine äußerst komplexe theologische Aussage, die das II. Vatikanische Konzil mit dem spezifischen Offenbarungskonzept der Selbstmitteilung Gottes zu erfassen sucht. Das Konzil legt mit diesem Begriff ein dialogisches Verständnis von Offenbarung vor, das die Menschwerdung Gottes nicht auf die historisch einmalige Vergangenheit des Menschen Jesus aus Nazareth einschränkt. Vielmehr dehnt es dessen inkarnatorisches Geheimnis zeit- und raumübergreifend aus und erschließt dem Glauben der Kirche damit einen ungleich aktuellen Bezug: die Armen, durch die Gott heute sozusagen vorzugsweise handelt. Die nachfolgenden Ausführungen erläutern deshalb die göttliche Selbstmitteilung, seine Menschwerdung über die Antwort auf die ganz bestimmte Frage, warum Theologie heute vom Armen in seiner zeitgenössischen Realität sprechen muss, wenn sie den Glauben an Gottes Handeln in Jesus Christus verständlich machen will.

II. Gott handelt in Jesus Christus

Das Ringen um den Glauben, dass im Leben und Sterben des Jesus aus Nazareth kein anderer als Gott selber am Werk ist, dass dieser Jesus also der Christus ist, prägt die Kirche in den ersten acht Jahrhunderten ihrer Geschichte durchgängig und führt schließlich zu der trinitarischen Gottesvorstellung des Christentums. Theologiegeschichtlich ragen zwei lehramtliche Entscheidungen aus diesem Prozess der Entfaltung des Glaubensverständnisses der Kirche heraus: Das Konzil von Nizäa (325) legt gegen die arianische Irrlehre fest, dass der Sohn in derselben wesentlichen Weise Gott sein muss wie der Vater. Denn nur, wenn in Jesus Christus tat-

sächlich ein göttlicher Akteur auf der Weltbühne erscheint, lässt sich das Vertrauen der Gläubigen rechtfertigen, dass der Sohn auch das, was allein Gott möglich ist, erwirken kann: die Erlösung des Menschen und der Schöpfung insgesamt. Der nizanische Lehrentscheid begründet also die Erlösungshoffnung des Glaubens. Zugleich erhält mit ihm das Problem des Welthandelns Gottes seine Virulenz. Wie lässt sich denken, dass Gott Mensch wird und doch Gott bleibt? Auf diese Frage versucht das Konzil von Chalzedon (451) eine Antwort zu finden. Es entfaltet dazu eine Theologie, welche die „vollkommene Gottheit“ und „die vollkommene Menschheit“ als die zwei Naturen der einen Person Jesu Christi festhält. Der entscheidende Definitionssatz lautet: „ein und derselbe Christus Sohn Herr Eingeborener [ist] in zwei Naturen unvermischt, unverwandelt, ungeteilt, ungetrennt erkennbar, niemals wird der Unterschied der Naturen aufgehoben der Einigung wegen, vielmehr wird die Eigentümlichkeit jeder der beiden Naturen bewahrt, auch im Zusammenkommen zu einer Person und einer Hypostase.“

Der Akzent dieser Definition liegt auf der Übereinkunft der göttlichen mit der menschlichen Natur, welche die Person Jesu Christi „unvermischt“ und „ungetrennt“ zu einer komplexen Wirklichkeit vereint. Explizit schärft der Text des Chalzedonense ein, dass die Person-Einheit in der „Hypostase“ des Logos den wirklichen Eigenstand der beiden Naturen nicht aufhebt. Die vom trinitarischen Sohneslogos angenommene Menschlichkeit beeinträchtigt also keineswegs die Vollkommenheit seiner Gottheit. Ebenso wenig vergöttlicht sie eine defizitäre Menschheit des Sohnes. Beide Naturen werden vielmehr dergestalt aufeinander bezogen, dass die geglaubte Göttlichkeit Jesu Christi nirgendwo anders erkannt werden kann als in der praktischen Verwirklichung seiner Menschlichkeit. Der Akzent der Konzilsdefinition liegt also darauf, dass die Gottheit Jesu Christi ihrem Gehalt nach in seiner Menschlichkeit besteht. Christologie lässt sich deshalb nicht auf metaphysische Spekulationen über das personale Geheimnis des innergöttlichen Sohneslogos beschränken. Vielmehr muss sie ihren Fokus auf den realen Menschen Jesus von Nazareth richten, in welchem sich nichts Anderes als das Wesen Gottes realisiert. Seine Enthüllung ereignet sich in der Lebensgeschichte dieses einen. Wie die Zwei-Naturen-Lehre des Konzils festhält, entsprechen sich dabei Seins- und Erkenntnisordnung. Anders gesagt: Weil Gott (Vater) ontisch in Jesus Christus Mensch geworden ist, wird ontologisch die Menschlichkeit des Menschen Jesus zum wesentlichen Inhalt göttlicher Offenbarung.

Ohne den Person-bildenden Einheitspunkt der *unio hypostatica* abzustreiten, bietet die Zwei-Naturen-Lehre des Konzils von Chalzedon damit einen Ansatzpunkt, das Plausibilitätsproblem, das die neuzeitlich aufgeklärte Vernunft hinsichtlich der Erkennbarkeit des göttlichen Handelns umtreibt, positiv aufzugreifen und Gottes Heilswirklichkeit über die Konzeption einer Christologie von unten mit glaubwürdigem, was gleichwohl nicht bedeutet: unstrittigem Wahrheitsanspruch auszusagen. Während die spekulative Bezugnahme des Konzils auf die „Hypostase“ oder „Person“ die vorausgesetzte Identität Jesu Christi als innertrinitarischem Sohneslogos markiert, legt die Gleichordnung der Zweierheit seiner „Naturen“ dessen Wahrnehmbarkeit auf die Erkenntnis der wahren Gottheit durch die wahre Menschheit fest. Dass Gott in Jesus Christus handelt, bedeutet also, dass

Jesus wirklich als Mensch, genauer, dass er menschlich handelt. In dieser Menschlichkeit macht Gott sich selbst zugänglich, in ihr teilt er den Geschöpfen sein ureigenes Wesen mit. Deshalb gilt: Wer Jesus begegnet, begegnet Gott. Aber dass der Mensch in ihm realer Gott antrifft, ist keine Überzeugung, die der Glaube ohne weltliche Erfahrung gewinnen könnte. Das göttliche Geheimnis wird vielmehr allein durch die gelebte Menschlichkeit Jesu erkennbar.

III. Gott handelt als Mensch

Diese Einsicht ändert das christliche Offenbarungsverständnis von Grund auf. In der Menschwerdung teilt Gott keine Information über sich mit. Vielmehr gibt er sich als der zu erkennen, der er ist. Über Jesus, unseren Menschenbruder, kommuniziert Gott selber mit uns. Das Geschehen von Offenbarung lässt sich folglich nicht in die bloß theoretische Form einer Instruktion pressen, die man als heilige Lehre aus den normativen Quellen der Heiligen Schriften herausdestillieren könnte. Nach christlichem, christologischem Verständnis ist Offenbarung viel mehr als das: In ihr findet das existenzielle Ereignis einer Begegnung von Gott und Mensch statt. Offenbarung bedeutet die „Selbstmitteilung“ Gottes an uns.

Nach Karl Rahner, der diesen Begriff geprägt hat, ist Jesus deshalb jener exemplarische Mensch, „der die einmalige absolute Selbsthingabe an Gott lebt.“ Er tut, was uns Sündern zu tun unmöglich ist: den Willen Gottes. Der wiederum verlangt vor allem anderen die Verwirklichung einer Humanität, die Menschen einander immer schulden, da einzig sie alle leben lässt und jedem Leben gewährt. In der stupenden Menschlichkeit, die den Lebensvollzug Jesu prägt, kommt jedoch nicht nur die Wahrheit über den Menschen an den Tag. Die

Das Konzil von Nizäa (325) legt gegen die arianische Irrlehre fest, dass der Sohn in derselben wesentlichen Weise Gott sein muss wie der Vater.

Menschlichkeit Jesu offenbart zugleich die Wahrheit über Gottes Gottheit, deren wahrnehmbaren Gehalt sie zum Ausdruck bringt. Wenn der gelingende Existenzvollzug des Menschen aus diesem Grund eine im selben Maß menschen- wie gotteswürdige Gestalt trägt, ist die Verwirklichung von Menschlichkeit keine Angelegenheit, die der Mensch mit sich allein abmachen könnte. Im Gegenteil: Es handelt es sich bei ihr zuerst und zuletzt um Gottes Sache. Nach Rahner gewinnt der Mensch seinen existenziellen Eigenstand nur in der Überantwortung an Gott, was zu der paradox klingenden Annahme führt, dass sich in dem einzigartigen Verhältnis des Schöpfers zu seinem Geschöpf Eigenstand und Abhängigkeit nicht wechselseitig beschränken müssen, sondern im Gegenteil miteinander wachsen können.

Eine derart schöpfungstheologische Verschränkung zieht anthropologisch weitreichende Folgen nach sich. Vor allem erringt nach dieser Auffassung der Mensch die Vollendung seines Daseins nicht aus eigener Kraft. Er erhält sie geschenkt durch das offenbarende Handeln Gottes, soll heißen: zuerst in der Menschwerdung des Sohnes und dann über die geschichtlich im Heiligen Geist je neu zu gestaltende Nachfolge Jesu Christi. In seinem Grundkurs des Glau-

bens formuliert Rahner dieses christologische Verständnis des Menschen ausdrücklich: „Die Menschwerdung Gottes“, heißt es hier, ist „der einmalig höchste Fall des Wesensvollzugs der menschlichen Wirklichkeit, der darin besteht, dass der Mensch ist, indem er sich weggibt in das absolute Geheimnis hinein, das wir Gott nennen.“ Und an die Adresse der neuzeitlich-aufgeklärten Religionskritik, die aus Sorge um den Selbststand des Menschen von der Göttlichkeit des Sohnes Abstand nehmen zu müssen glaubt, stellt Rahner die Rückfrage, ob sie dem Verständnis des Menschen mit der Absage an seine Herkunft von Gott nicht die entscheidende Beziehung raubt, aus der sein Wesen die ihm eigene einzigartig menschliche und menschenwürdige Bestimmung gewinnt.

Das II. Vatikanische Konzil hat jedenfalls den Zusammenhang zwischen Gottes Selbstmitteilung und einem menschenwürdigen Lebensvollzug in der Konstitution „Gaudium et Spes“ 22 mit der Verbindlichkeit seines höchsten Lehramts als die entscheidende, christologische Mitte des Glaubens ausgezeichnet. Die maßgebliche Passage lautet: „Tatsächlich wird nur im Mysterium des fleischgewordenen Wortes das Mysterium des Menschen wahrhaft klar. Denn Adam, der erste Mensch, war das Urbild des künftigen, nämlich Christi, des Herrn. Christus, der schlechthin neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Mysteriums des Vaters und seiner Liebe dem Menschen selbst den Menschen voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung.“ Damit würdigt der Text der Pastoralkonstitution die Inkarnation Gottes als Aufklärung des Menschen über sich selbst, als Bestimmungsgrund seiner höchsten Berufung. Die prinzipielle Bedeutung der Menschwerdung Jesu umschreibt er dann in scholastischer Terminologie, wie folgt: „Da in Ihm die menschliche Natur angenommen, nicht zerstört ist, ist sie eben dadurch auch in uns zu erhabener Würde erhoben worden. Denn Er, der Sohn Gottes, hat Sich durch seine Fleischwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen geeint.“

„Gaudium et Spes“ folgt der Definition Chalzedons also in der markanten Verknüpfung, welche die Erkenntnis der Gottheit des Vaters an die Offenbarung der Menschlichkeit seines eingeborenen Sohnes bindet. Dass Offenbarung im Sinns Rahners „Selbstmitteilung Gottes“ und nicht bloß ein neutrales Informationsgeschehen meint, enthüllt den spezifisch theologischen Charakter dieser wahren Menschheit des Logos, das heißt, dass sie nach christlichem Verständnis die entscheidende Wesensbestimmung Gottes darstellt. Humanität konturiert folglich auch das göttliche Handeln in der Welt. Es muss dezidiert als ein menschliches und menschenwürdiges Handeln angesprochen werden. Deshalb sieht „Gaudium et Spes“ das Geheimnis des Glaubens vor allem in der Menschwerdung des göttlichen Sohnes zusammengefasst, dessen Heilswirksamkeit der Text der Konstitution folgendermaßen akzentuiert: „Mit menschlichen Händen hat er sein Werk getan, mit menschlichem Geist gedacht, mit menschlichem Willen gehandelt, mit menschlichem Herzen geliebt.“ Der Skopus dieser Aussage ist unmissverständlich: Menschliches Handeln bildet das Format, in dem Gott wirklich handelt. Aus dieser theologischen Einsicht folgt, dass nicht nur für die Menschen, die an Jesus als Christus glauben, sondern – wie es ausdrücklich heißt – „für alle Menschen guten Willens“ die Verpflichtung besteht, jene höchste Berufung zur Menschlichkeit, die Gott in seinem Sohn vorgelebt hat, als eigene existenzielle Lebensaufgabe zu über-

nehmen. Jeder Mensch, der Christgläubige aber zumal, wird hier zu einem wahrhaft menschlichen Leben, zu tätiger Menschwerdung in der Nachfolge Jesu berufen. Das Bekenntnis des Glaubens, dass Jesus der Christus und als solcher der Mensch gewordene Sohnes logos ist, verlangt demnach einen Verständnisakt, der die ganze menschliche Existenz im Sinn ihrer theoretischen wie praktischen Verantwortung als Geschöpf einfordert.

Eine derart umfassende Glaubensentscheidung kann niemals selbstverständlich sein. Allerdings macht die anspruchsvolle Berufung zur Menschlichkeit aus der Nachfolge Jesu Christi eine praktisch zu übende Lebensform. Der Glaube muss vor allem getan werden. In dieser zwar nicht exklusiv, aber doch typisch christlichen Auffassung liegt auch der Rechtsgrund für jene anstößige Identifikation, mit der die lateinamerikanische Theologie der Befreiung das christologische Zentral-Geheimnis der Inkarnation explizit mit der peripheren Realität der Armen und Unterdrückten in Verbindung bringt. Sie verleiht der Rede vom Handeln Gottes heute ihre prägnante Sinnspitze.

IV. Gott handelt durch die Armen

Die menschenwürdige Gestaltung des Lebens bedeutet nämlich keineswegs nur Nachahmung Jesu in dem abstrakten Sinn eines Vorbilds der Tugend. Konkreter als das verlangt sie die ganz bestimmte Nachfolge jedes einzelnen an das Kreuz Christi. Theologisch gesprochen stellt erst die Lebenshingabe des Sohnes den charakteristisch göttlichen Zug seines zutiefst menschlichen Handelns vor Augen, also den Inbegriff dessen, was dem Menschen für sich alleine als Sünden unmöglich, im Gefolge der Offenbarung Jesu Christi aber von allen Menschen guten Willens – seien sie nun christgläubig oder nicht – einzufordern ist. Gottes Handeln und die Erlösung der Welt, auf die es letzten Endes zielt, erhalten vor allem im Kreuz ihren gemeinsamen und realistischen Grund. Noch einmal mit den Worten der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ gesagt: „Indem Jesus Christus für uns litt, hat Er nicht nur ein Beispiel gegeben, damit wir seinen Spuren folgen, sondern Er hat auch den Weg gebahnt, dem wir folgen müssen, damit Leben und Tod geheiligt werden und einen neuen Sinn annehmen.“

Die Pointe des Konzilstextes ist irritierend genug: Gerade das Leiden des Gekreuzigten soll die angemessene Form darstellen, in welcher der allmächtige Gott, der Schöpfer und Erlöser der Welt, wirklich handelt. Als armer Geheukter unter anderen Armen, so tritt Gott in der Welt in Erscheinung. Die Armen erhalten damit einen theologisch privilegierten Status, und zwar sowohl was die Adresse als auch was das Subjekt des göttlichen Erlösungshandelns betrifft: Sie sind die ersten Hörer des Evangeliums und zugleich seine authentischen Verkünder. Dass die Armen aufgrund ihrer Armut ein und dieselbe Lebenssituation mit Jesus teilen, befähigt sie, über die Zeiten hinweg zu der sakramentalen Verkörperung der Gegenwart Christi in der Welt. Diese kategorial theologische Bedeutung der Armen als das geschichtliche Sakrament Christi und ihre damit einhergehende zentrale Funktion im göttlichen Erlösungshandeln hat der spanisch-salvadorianische Befreiungstheologe Jon Sobrino exemplarisch beschrieben. „Die Armen“, stellt seine Christologie der Befreiung fest, „sind auf zweifache, fundamentale Weise Quasi-Sakramente der Sendung Jesu. An erster Stelle rufen sie zur Umkehr auf, indem ihre Lebenswirklichkeit wie die des gekreuzigten

Jesu die größte Anfrage an die Christen und an alle Menschen darstellt. In diesem Sinne stellen die Armen, weil sie Opfer sind, eine prophetische Anklage dar. An zweiter Stelle bieten sie Werte und Wahrheiten an, wie sie auch Jesus aufgezeigt hat. In diesem Sinne sind sie Träger des Evangeliums; sie evangelisieren von Grund auf.“

Auch diese Aussage ist von prinzipieller Bedeutung: In der Perspektive der Befreiungstheologie stellt sich die Theologie des Handelns Gottes als eine Theologie der Armen dar. Ihre Existenz, die durch manifeste Unterdrückung und barbarische Gewalt gekennzeichnet ist, wiederholt authentisch die Situation des Gekreuzigten als Ort der Offenbarung Gottes. Insofern zeigt die Solidarität mit den Armen den vorrangigen Weg der

Göttliches Handeln kann keine Weltherrschaft bedeuten, die im Gestus allmächtiger Diktatur alles lenkt.

Erlösung an, weil sie allein keinen vom Leben ausschließt, sondern allen Menschen Heil verspricht: Zuerst natürlich den Armen selber, die aus ihrer Unterdrückung befreit werden müssen, denen das geraubte Leben zurück zu erstatten ist. Dann aber auch den Reichen, die sich zum Lebensrecht der Armen zu bekehren, die zu erkennen haben, dass sie unrechtmäßige Unterdrücker und Lebens-Räuber sind. Das ist insbesondere für uns Christen in der Ersten Welt eine harte Lektion. Aber wenn wir sie von den Armen, die es – schändlicherweise – überall gibt, lernen, können auch wir erlöst werden. In Sobrinos Diktion klingt der Akzent dieses Urteils noch schärfer: Nur, wenn die prophetische Anklage, welche der Notschrei der Elendsexistenz der Armen zum Ausdruck bringt, gehört wird, sodass sie die entsprechende Hilfe finden seitens der Reichen, nur dann ereignet sich Heil in der Welt, nur dann handelt Gott. Und nur dann werden auch die Reichen – also wir – Erlösung finden.

Eine solche Kriteriologie des Heils bestürzt, weil sie konkret Stellung bezieht und die Partei der Armen ergreift. Auf diese Weise holt die Theologie den Glauben aber auch aus den jenseitigen Gefilden der Ewigkeit heraus und konfrontiert seine Wahrheit mit dem Alltag der geschichtlichen Gegenwart. Ein dermaßen ungeschminkter Weltbezug irritiert nicht nur die Gläubigen, sondern auch die Amtsträger in der Kirche. Um so wichtiger ist die Feststellung, dass sich Sobrino für seine Theologie nicht allein auf die Aussagen des II. Vatikanischen Konzils berufen kann, sondern darüber hinaus auf deren Fortschreibung durch die Abschlussdokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellín (1968) und Puebla (1979), welche die Parteinahme der Offenbarung Gottes im Sinn einer Option für die Armen als verbindliche Lehre der Kirche ausformulieren.

Auf die Konsequenzen dieser pastoralen Option für das Verständnis von Kirche und ihrer Sendung wird am Schluss zurückzukommen sein. Zuvor jedoch bedarf die Bedeutung einer Theologie des beziehungsweise der Armen für die Frage nach dem Handeln Gottes nochmals einer Zuspitzung: Wenn Gott als Mensch vor allem durch den Gekreuzigten handelt, weil die Menschen, die ihn ans Kreuz schlagen, tendenziell eher nicht Menschliches, sondern Unmenschliches tun, und wenn deshalb die göttliche Aktivität seines Handelns zunächst in der ebenfalls ausgesprochen menschlichen Passivität des

Leidens besteht, dann kann göttliches Handeln nicht triumphalistisch beschrieben werden. Göttliches Handeln kann keine Weltherrschaft bedeuten, die im Gestus allmächtiger Diktatur alles lenkt. Das wäre eine ebenso illusorische wie gewalttätige und deshalb heillose Vorstellung von Gottes Gericht beziehungsweise von der Erlösung, die es verheißt. Gott handelt, richtet anders. Das zumindest ist die Hoffnung der Christen. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37) hat diese Andersartigkeit des göttlichen Handelns seinen biblisch-normativen Ausdruck gefunden. Das Gleichnis wird von der lukanischen Jesusfigur als Antwort auf die Frage, wer mein Nächster ist, erzählt. Im Hintergrund steht die bekannte und nicht allein jüdische Auffassung, dass Bruderliebe nur innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe geboten ist, also dem Hass gegen auswärtige Feinde nicht widerspricht. Gegen diese Vorstellung klagt das Gleichnis die grenzüberschreitende und folglich unbedingte Geltung von Liebe in Situationen der Not ein. Denn Not lehrt nicht nur beten, sondern verpflichtet – und zwar zunächst – zur Hilfeleistung. Diesen Vorrang erkennen der Priester und der Levit, die an dem Mann im Straßengraben vorbeigehen, nicht an. Beide haben vermeintlich Wichtigeres zu tun, sie kommen nicht zu Hilfe, obwohl der Verletzte im Graben aus Jerusalem kommt und also ein Jude sein dürfte wie sie. Erst der Fremde, den der Text des Gleichnisses als „Mann aus Samarien“ einführt, zeigt die menschliche und im Grunde selbstverständliche Reaktion: Angesichts der blutigen Realität des unter die Räuber gefallenen Menschen „dreht es ihm den Magen um“. Das Verb *σπλαγχνίζομαι* in Lk 10,33 sagt es zumindest so. Seine Bedeutung gibt die Einheitsübersetzung wenig prägnant mit „Mitleid haben“ wider. Nach dem griechischen Wortlaut reagiert der Samariter dagegen körperlich auf die körperlichen Verletzungen des Geschlagenen – und: er sorgt für ihn!

Das ist eine theologisch beachtenswerte Verknüpfung. In der Selbstverständlichkeit ihrer Humanität spiegelt sich die göttliche Signatur, der sakramentale Charakter seines Handelns. Es hat nämlich den Anschein, als würde nur Gott selbstverständlich menschlich handeln, während die Menschen als Sünder selbstverständlich eher zur Unmenschlichkeit neigen. Oder wie Luther es in der 34. These über die menschliche Natur gegen die scholastische Theologie präzise auf den Punkt bringt: „Die Natur hat weder eine rechte Anleitung durch die Vernunft noch einen guten Willen.“ Aus diesem nach wie vor leider sehr oft zutreffenden Urteil folgt, dass jedes Weltregiment, das seine Ordnungsmacht mit Zwangsgewalt durchsetzen will, zwar tatsächlich ein menschliches Konzept darstellt, aber aus eben diesem Grund gerade nicht geeignet ist, das erlösende Handeln Gottes zu beschreiben. Seine typisch menschliche Unmenschlichkeit hindert es daran. Und dass besonders die Menschen im vergleichsweise begüterten Westen in ihrer Alltagswirklichkeit Gott nicht mehr wahrnehmen, könnte somit auch daran liegen, dass ihr Handeln Gottes erlösende Gegenwart nicht mehr verkörpert, dass Gott nicht mehr durch sie handelt. Das würde bedeuten: Weil wir den Nächsten in seiner Not nicht ausreichend anerkennen, der Rettung seines Lebens angeblich Wichtigeres vorziehen, erzeugt unsere inhumane Herrschaftsform Unterdrückung und Armut. In einer Welt, welche die neoliberale Hegemonie der kapitalistischen Wirtschaftsordnung prägt, ist die Triffligkeit dieser Erkenntnis mit Händen greifbar. Die Reichen produzieren Arme überall und leben von deren Aus-



Foto: akg-images

Das Konzil von Chalzedon im Jahr 451 – hier eine natürlich der Phantasie entsprungene Illustration, wie sie Mitte des 19. Jahrhunderts in einem französischen Geschichtsbuch erschien, – legte

über die beiden Naturen Christi folgendes fest: „... ein und derselbe Christus Sohn Herr Eingeborener [ist] in zwei Naturen unvermischt, unverwandelt, ungeteilt, ungetrennt erkennbar ...“

beutung. Auch auf diesen markanten Zug machen die Befreiungstheologen, welche in der Regel aus Ländern der Dritten Welt kommen, aufmerksam. Und darauf, dass Gottes Solidarität zuerst den Ausgebeuteten gehört, denn Jesus ist einer von ihnen, und sie – die Armen – teilen die Situation Jesu. Deshalb entfaltet die realgeschichtliche Dichotomie zwischen den Klassen von Arm und Reich eine theologisch zwingende Zuordnung. Das Handeln der Reichen charakterisiert die Sünde, nicht die Erlösung. Wollen sie dennoch gerettet werden, bleibt ihnen – wie dem reichen Jüngling aus Mt 19,16-30 – allein die Hoffnung, dass Gott vermag, was den Menschen unmöglich ist, denn geht doch eher „ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt“ (Mt 19,25).

Die Hoffnung des Glaubens geht nun allerdings dahin, der Einzigartigkeit des Handelns Gottes am Kreuz Christi eben diese erlösende Tat des Menschen unmöglichen zuzutrauen. Denn am Kreuz wird Gott arm bis zum Äußersten, teilt die Situation der Beraubten und Geknechteten noch im Tod und macht auf diese Weise deutlich, dass nicht die vermeintlichen Rechtfertigungen der Gewalt gegen die Ohnmächtigen maßgeblich sind, sondern dass das Himmelreich Anderes, ja kontradiktorisch Entgegengesetztes von uns verlangt: den Hungernden sättigen, den Kranken besuchen, den Notleidenden helfen. So jedenfalls klagt es das Weltgerichtsgleichnis von Mt 25,31-46 ein. Auch hier bildet die Not des Armen das Kriterium, an dem sich entscheidet, ob ein Handeln nur-menschlich, das heißt inhuman und ausbeuterisch, oder ob es göttlich und in diesem Sinn wahrhaft menschlich ist. Vor diesem Hintergrund zieht die befreiungstheologische Option für die Armen die einzig angemessene Konsequenz aus dem fundamentalen Glaubensgeheimnis des Christentums, dass Gott Mensch geworden ist. Sie identifiziert sein Handeln in der Welt mit wirklich menschlichem Handeln. Den Maßstab dafür bildet die Realität des Armen, die auf diese Weise in den Rang der sakramentalen Gegenwart Gottes erhoben

wird. In diesem kritischen Sinn gilt der Urteilsspruch des königlichen Weltenrichters aus Mt 25,40 bis heute: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Gott handelt menschlich bedeutet deshalb auch: Er handelt nicht ohne den Menschen.

Diese fundamentale Erkenntnis hat bereits Thomas von Aquin in der 16. Quaestio des ersten Buchs seiner „Theologischen Summe“ durch eine Theorie kreatürlicher Zweitursächlichkeit verständlich zu machen versucht. Eine systematische Ausarbeitung fand sein Konzept aber dann erst Mitte der 1970er Jahre durch Bela Weissmahr und wird, wie jüngst Dominikus Kraschl gezeigt hat, auch aktuell unter Theologen wie Philosophen kontrovers diskutiert. Grob gesagt erscheint in der Zweitursachentheorie die geschöpfliche Welt als gleichsam sekundäres Werkzeug zur Verwirklichung des göttlichen Heilswillens, der die originäre Erstsache des Heils darstellt. Dabei ist der freie Wille, die Eigenwirksamkeit besonders des Menschen durchaus gefordert. Gerade der Sünder muss seine Sünde erkennen, muss umkehren und zum Heilsorgan Gottes werden wollen. Die Theologie der Befreiung gestaltet die inkarnatorischen und christologischen Konsequenzen dieser soteriologischen Vorstellung aus: Auch für sie handelt Gott nicht ohne die Menschen. Er handelt vorrangig sogar als Mensch, das heißt im Mensch-gewordenen Sohn und dann prinzipiell durch die Armen, denen seine bedingungslose Zuwendung gilt. Zu ihnen, besser: zu ihrem Lebensrecht haben die Reichen sich zu bekehren, weil den Armen geholfen werden muss, und zwar unbedingt. Allerdings scheint der Mensch zu einer derart bedingungslosen Solidarität nicht von sich aus fähig zu sein. Vielleicht aber kann Gott ihn zu ihr befreien, insofern er selber bis zum Tod des Sohnes am Kreuz solidarisch mit uns Sündern geworden ist und damit den Weg gewiesen hat, auf dem wir Menschen ihm im rechten, sprich: göttlichen, das aber meint: wirklich menschlichen Handeln nachfolgen können. Nachfolge Christi und Menschwerdung stellen sich von daher als ein und die-

selbe existenzielle Aufgabe heraus. Zu ihrer lebenslangen Ausgestaltung sind alle Menschen berufen. Auf, beziehungsweise in der Fortsetzung des inkarnatorischen Handelns Gottes, das nichts anderes als Menschlichkeit verwirklicht, besteht dann auch die besondere Mission der Kirche in der Welt.

V. Kirche der Armen, eine Mission für die Welt

Gott handelt also nicht ohne den Menschen. Damit der Mensch aber mit Gott und das heißt erlösend handeln, das Leben seiner Mitmenschen, der Armen retten kann, muss er sich bekehren zu der Solidarität Jesu Christi. Er muss der Behauptung des eigenen Rechts entsagen und seinem Weg, dem Weg der Selbstverleugnung ans Kreuz Folge leisten. In diesem Sinn fasst zumindest das II. Vatikanische Konzil den Sendungsauftrag der Kirche auf, wenn es am Anfang der Pastoralkonstitution programmatisch feststellt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst auch der Jünger Christi, und es findet sich nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen widerhallte“ (GS 1,1). Nach dieser Lehre weiß sich die Kirche genauso wie ihr Herr Jesus Christus in die Welt gesandt, um an den Orten der Not die prophetische Anklage der Armen aufzugreifen und mit ihnen zusammen – wie Gott – Heil zu stiften, befreiend zu handeln. Das Apostolische Schreiben „Evangelii gaudium“ von Papst Franziskus prägt für diesen Sendungsauftrag das sprechende Bild einer „verbeulten Kirche“, die „auf die Straße hinausgegangen ist“ (Evangelii gaudium 49), um bei den Armen zu sein, ihrer sakramentalen Heilsvollmacht als Verkörperung Jesu Christi zu gehorchen und so zu handeln, wie Gott es tut, das heißt denen in Bedrängnis beizustehen und dort zu helfen, wo die Not es verlangt. Auf diese Weise erhalten die Armen jene Würde zurück, die ihnen als Unterdrückte in den Systemen pseudomenschlicher Herrschaft unrechtmäßig

geraubt wurde. So werden sie aber auch zu echten, authentischen Subjekten der Evangelisierung und bilden eine missionarische Gestalt von Kirche aus, die der Nachfolge Jesu Christi, seiner Gott-Menschlichkeit entspricht. Die Solidarität mit ihnen ermöglicht dann sogar die Rettung der Reichen, die – wenn sie zu der Not der Armen und deren christologischem Vorrang umkehren – zugleich damit in die erlösende Nähe Gottes gelangen.

Um das Gesagte zusammenzufassen: Über die Wahrnehmung der Not und die tatkräftige Achtung der Würde der Armen können Menschen Handlungsmöglichkeiten entdecken, die Gott in ihrem eigenen Leben wieder erkennbar machen. Dieser Schritt wird gerade uns, den Reichen und Privilegierten, nicht ohne die schmerzhafteste Übernahme derselben Selbstverleugnung gelingen, die bereits Jesus ans Kreuz geführt hat. Umso mehr stellen die historischen Kreuzwege, welche die armen Völker bereits gehen mussten, auch für die reichen Nationen das Richtmaß dar. Deshalb sind die Armen in den Augen Sobrinos exemplarisch gekreuzigt. Als gekreuzigte Völker repräsentieren sie die Wirklichkeit des geschundenen Leibes Christi bis heute. Soll heißen: In ihnen ist der Mensch-gewordene Gott durch die Zeiten hindurch sakramental gegenwärtig. Ihre Leidenskörper vom Kreuz herunter zu holen, wie Sobrino es in Anspielung auf seinen ermordeten Freund Ignacio Ellacuría formuliert, ist unsere gemeinsame Liebespflicht als Christinnen und Christen. Denn: An den Armen vorbei gelangt niemand in das Himmelreich. Nur zusammen mit ihnen kommen auch wir zu Gott, nur mit ihnen tut der Mensch das Menschliche, das Gott will. Und genau das bedeutet es heute – besonders für uns Menschen in der Ersten Welt –, dass Gott handelt. □

Literatur:

- Alois Grillmeier, *Jesus der Christus im Glauben der Kirche. Bd.1: Von der Apostolischen Zeit bis zum Konzil von Chalzedon (451). (Mit einem Nachtrag aktualisierte Sonderausgabe der 3. Aufl. 1990, Freiburg i. Br. 2004.*
- Dominikus Kraschl, *Das prekäre Gott-Welt-Verhältnis. Studien zur Fundamentaltheologie Peter Knauers (= ratio fidei 39), Regensburg 2009.*
- Martin Luther, *Disputation gegen die scholastische Theologie, in: Luther deutsch. Die Werke Martin Luthers in Auswahl für die Gegenwart. Bd. 1: Die Anfänge. Hrsg. von Kurt Aland. 2., durchgesehene Auflage. Göttingen 1983, 355–362.*
- Karl Rahner – *Sämtliche Werke. Bd. 26: Grundkurs des Glaubens. / Bearbeitet von Nikolaus Schwertfeger und Albert Raffelt. Freiburg i. Br./ Zürich/ Düsseldorf 1999, 1–445.*
- Karl Rahner – *Sämtliche Werke. Bd. 12: Menschsein und Menschwerdung Gottes. / Bearbeitet von Herbert Vorgrimler, Freiburg i. Br. 2005.*
- Jon Sobrino, *Der Preis der Gerechtigkeit. Briefe an einen ermordeten Freund (= Ignatianische Impulse 25), Würzburg 2007.*
- Jon Sobrino, *Christologie der Befreiung, Ostfildern 2008.*
- Bela Weissmahr, *Gottes Wirken in der Welt. Ein Diskussionsbeitrag zur Frage der Evolution und des Wunders, Frankfurt a.M. 1973.*

Konrad Adenauer

Leitmotive der Politik Konrad Adenauers waren das Thema des Vortrags von Prof. Dr. Horst Möller am 5. April 2017 in der Katholischen Akademie Bayern. Mehr als 130 Interessierte waren zur Veranstaltung in die Katholische Akademie Bayern gekommen, die anlässlich des 50. Todestages von Konrad Adenauer stattfand. Professor

Horst Möller, ehemaliger Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, zeigte in seinem Referat zum einen auf, welche bedeutenden Weichenstellungen dem ersten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland gelangen. Die Schwächen von Adenauers Politik und politische Fehler kamen aber ebenfalls zur Sprache.

Leitmotive seiner Politik

Horst Möller

I.

„Erst bei der Rhöndorfer Konferenz habe ich bemerkt, dass die anderen im Vergleich zu ihm unterschiedlich kleine Zwerge waren.“ So urteilte Franz Josef Strauß in seinen „Erinnerungen“ nahezu dreißig Jahre später über den ersten Bundeskanzler. Tatsächlich bildete die Konferenz von Unionspolitikern, zu dem der damalige Vorsitzende des Parlamentarischen Rates und der CDU Rheinland zum 21. August 1949 in sein Haus in Rhöndorf eingeladen hatte, ein Schlüsselereignis für die Geschichte der Bundesrepublik. Nicht allein aufgrund seines Alters, auch als Gastgeber besaß Adenauer von vornherein eine gewisse Führungsrolle. Er nutzte sie virtuos: Gegen den starken Widerstand des sozialpolitisch geprägten Flügels der CDU um den nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Karl Arnold setzte Adenauer eine bürgerliche Koalition ohne die in der ersten Bundestagswahl fast gleichstarken Sozialdemokraten durch. Damit stellte er die Weichen für die Koalitionsbildungen bis 1966.

Und mit fast beiläufiger Selbstverständlichkeit erklärte der 73-jährige Adenauer mit der berühmten Bemerkung, „Mein Arzt hat mir gesagt, ich kann das noch ein Jahr machen“, seine Kanzlerkandidatur. Zwar war diese keineswegs so selbstverständlich wie Adenauer suggerierte, da jedoch keiner der möglichen Konkurrenten eine Mehrheit erreicht hätte, vertröstete er sie alle auf schon bald bevorstehende bessere Chancen: Niemand rechnete damit, dass der alte Herr dann vierzehn Jahre bis 1963 regieren würde.

Und mit ähnlichem taktischen Geschick verfuhr er beim Vorschlag für die Bundespräsidentenwahl. Natürlich brauchte er für die erste Regierungsbildung Koalitionspartner. Die drittstärkste Partei nach CDU und SPD war mit 11,9 Prozent die FDP. Ihren Vorsitzen-



Prof. Dr. Horst Möller, Professor em. für Neuere und Neueste Geschichte an der LMU München, ehem. Direktor des Instituts für Zeitgeschichte

den, Theodor Heuss, kannte Adenauer schon aus der Weimarer Republik, als Heuss Reichstagsabgeordneter war und besonders aus dem Parlamentarischen Rat, der 1948/49 das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vorbereitete. Heuss war ein bewährter Liberaler, Hochschullehrer und außerordentlich produktiver Autor von Biographien, politischen Sachbüchern und Essays. Während der NS-Diktatur wurde ihm zeitweise Schreibverbot auferlegt. Adenauer brauchte die FDP, doch es unterliegt ebenso wenig einem Zweifel, dass er Heuss für besonders geeignet hielt. In Teilen der Union war der zumindest unkirchliche Heuss nicht besonders geschätzt. Adenauer reagierte kaum weniger

trocken als in Rhöndorf und bemerkte „Er hat aber eine sehr christliche Frau“, was für Elly Heuss-Knapp durchaus zutraf.

Anderen erschien Heuss als zu altväterlicher liberaler Bildungsbürger in der Tradition der Revolution von 1848/49, der stil- und altersmäßig nicht mehr in die Zeit passte. Etwas über 65 Jahre, war Heuss gerade im Rentenalter. Und so bemerkte der erst 45-jährige Abgeordnete Kurt Georg Kiesinger zu Adenauer, Heuss „sei ein ehrenwerter Mann, aber immerhin ein, wenn auch liebenswürdiger Überrest des 19. Jahrhunderts“. Kiesinger sah, wie unwirsch Adenauer, der immerhin acht Jahre älter war als Heuss, ihn ansah und bemerkte seine Taktlosigkeit. Er fügte schnell hinzu: Sie sind ja nicht gemeint, was Adenauer keineswegs friedlich stimmte, er grummelte Kiesinger an: „Sie meinen, ich wäre nicht liebenswürdig!“

Tatsächlich wurde die frühe Bundesrepublik überwiegend von den Alten, den Erfahrenen repräsentiert. Das bedeutete keineswegs, wie oft behauptet wurde, Restauration, sondern eine ethische Fundierung der Politik und einen Lernprozess aus der Geschichte, der deutschen Geschichte zumal. Und im Rückblick muss man konstatieren: Was hätte der Bundesrepublik besseres passieren können, als diese beiden alten Männer?

Beide waren die personifizierten Gegensätze zur NS-Diktatur. Ihre Nüchternheit bildete den denkbar größten Gegensatz zum irrationalen Pathos der nationalsozialistischen Ideologie, zu ihrem Rassismus, Antisemitismus, hysterischen Nationalismus und Imperialismus. Zwar war Heuss durchaus ein Gutteil gemütvoller und literarisch überhöhter als Adenauer, doch repräsentierten beide das, was der erste Bundespräsident „Entkrampfung“ nannte. Beiden stand zwar auch scharfzüngiger Witz und Ironie zu Gebote, aber eben auch versöhnlicher Humor, mit dem Adenauer viele scharfe Debatten entkrampfte.

Bestimmte Adenauer als Bundeskanzler die „Richtlinien der Politik“ innerhalb der vorgegebenen internationalen Konstellation, stand er für Verlässlichkeit und rationale Kalkulierbarkeit, so repräsentierte und symbolisierte Heuss die kulturelle Tradition der Deutschen, ihre Glaubwürdigkeit und Humanität. Er lebte die Demokratie vor. Für die Rückgewinnung der Wertorientierung in Deutschland nach der fundamentalen Zerstörung aller Werte durch die nationalsozialistische Herrschaft kann die Bedeutung beider Persönlichkeiten für ein neues Selbstvertrauen der Deutschen und des internationalen Vertrauens für die Bundesrepublik Deutschland kaum überschätzt werden. Adenauers Bedeutung für die Nachkriegsgeschichte scheint auf den ersten Blick überraschend, wenn man an die ersten Jahrzehnte seiner politischen Laufbahn denkt. Nichts schien 1945 auf seinen späteren Rang als europäischer Staatsmann hinzudeuten. Oder vielleicht doch?

II.

Was prädestinierte Konrad Adenauer für die prägende Rolle, die er für die Grundlegung der Bundesrepublik Deutschland und ihre europäische Verankerung spielte? War er nicht ursprünglich ein Lokal- und Provinzpolitiker? Lassen Sie mich, bevor ich mich auf die zentralen Leitlinien und Weichenstellungen seiner Politik als Bundeskanzler konzentriere, kurz über die Vorgeschichte dieses Politikers sprechen, obwohl Konrad Adenauer selbst seine verbängdigen „Erinnerungen“ erst mit dem Kriegsende 1945 beginnt.

Konrad Adenauer, dessen unverkennbarer rheinischer Dialekt uns allen noch im Ohr klingelt, wurde am 5. Januar 1876 in Köln als Sohn eines höheren preußi-

schen Beamten geboren, er studierte Jurisprudenz und Politische Ökonomie und legte sein zweites Staatsexamen 1901 ab, bevor er bei der Staatsanwaltschaft und in einer Rechtsanwaltskanzlei arbeitete. Seit 1906 engagierte er sich für die Zentrumsparterie in der Lokalpolitik seiner Heimatstadt und wurde nach einer Tätigkeit als Beigeordneter 1917 zum Oberbürgermeister von Köln gewählt, der schon damals viertgrößten deutschen Stadt. Doch der erfahrene und gewiefte Verwaltungsjurist verwaltete nicht nur, sondern gestaltete. Er entwickelte das kulturelle und das ökonomische Leben der Stadt beträchtlich weiter. Das Spektrum seiner Innovationen reichte von der Wiederbegründung der Kölner Universität 1919 bis zum Kölner Grüngürtel. Unter den nicht wenigen bedeutenden Oberbürgermeistern deutscher Großstädte der Weimarer Republik war er sicherlich der bedeutendste.

Von 1921 bis 1933 war Adenauer zugleich Präsident des Preußischen Staatsrats, der Vertretung der preußischen Provinzen. In dieser Funktion hatte er eine Dienstwohnung in Berlin – im heutigen Landwirtschaftsministerium in der Wilhelmstraße – und reiste ständig zu den Sitzungen des Staatsrats, der im heutigen Bundesrat in der Leipziger Straße residierte.

Obwohl Inhaber eines der drei führenden preußischen Ämter und neben dem Ministerpräsidenten und dem Landtagspräsidenten Mitglied des in Krisenzeiten wichtigen Drei-Männer-Kollegiums, war das Verhältnis des rheinischen „Beutepreußen“ zu Preußen zwiespältig. Das kam weniger in seinen halb scherzhaften Bemerkungen zum Ausdruck, wenn er in der Bahn bei Braunschweig vorbeigereist sei, ziehe er die Vorhänge zu, denn dann sei er in Asien, als in seiner 1919 geäußerten grundsätzlichen Kritik am Preußentum, dem die Gegner nicht ganz unverständlich militaristischen Geist und Obrigkeitshörigkeit unterstellten. Anders als der damalige Zeitgeist erkannte Adenauer durchaus eine preußisch-deutsche Mitverantwortung am I. Weltkrieg.

Hinzu kam, dass Konrad Adenauer – wie der liberale Staatsrechtler und Reichsinnenminister Hugo Preuss – die föderale Struktur der neuen Republik für verfehlt hielt, da das im Vergleich zu den anderen Ländern übergroße Preußen 3/5 der Reichsbevölkerung und 2/3 des Reichsterritoriums umfasste. Deshalb wollte Adenauer eine Autonomie des Rheinlands gegenüber Preußen, nicht aber gegenüber dem Reich: Anders als manche seiner Gegner behaupteten, war er also keineswegs ein rheinischer Separatist. Der Republik stand er 1919 positiver gegenüber als ein Teil der Zentrumsparterie, bei ihm sind keine monarchistischen Neigungen erkennbar, er konstatierte ohne Umschweife, das „Kaiserreich habe sich überlebt“. Vor allem aber stand er nach 1919 zweifelsfrei auf dem Boden der Weimarer Demokratie und achtete dann auch penibel auf die Einhaltung der neuen Preußischen Verfassung von 1921.

Dass Adenauers politischer Rang in der Weimarer Republik weit über eine bloß lokale Bedeutung hinausging, zeigte nicht allein seine Präsidentschaft im preußischen Staatsrat. Vielmehr hätte er, wenn er gewollt hätte, auch Reichskanzler werden können. In nüchterner Einschätzung der jeweiligen parteipolitischen Konstellation im Reichstag lehnte der Pragmatiker dieses Amt jedoch ab. Es ist hier nicht möglich, Adenauers Aktivitäten in der Weimarer Republik oder auch nur die des Kölner Oberbürgermeisters eingehender darzustellen. Doch schon drei, vier Hinweise charakterisieren sein vorausweisendes und grundsätzliches politisches Denken, das für ihn auch nach 1945 leitend blieb.



Foto: akg-images

Konrad Adenauer und Theodor Heuss verstanden sich politisch sehr gut und hatten auch persönlich ein sehr enges Verhältnis.

Auf dem Münchner Katholikentag 1922 geriet Konrad Adenauer als Präsident des Katholikentages mit Kardinal Faulhaber aneinander, der die Weimarer Demokratie ablehnte, während der Kölner Oberbürgermeister sie befürwortete und sich damit gegen rechtsnationale und monarchistische Tendenzen stellte. Wie vorbehaltlos Adenauer zur Weimarer Demokratie stand, beweist auch seine eindrucksvolle Gedenkrede, die er am 8. März 1925 für den verstorbenen sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert hielt. Er nannte ihn einen Staatsmann, dessen „wahrhaft große, eine historische Tat“ Deutschland vor dem Schicksal einer bolschewistischen Revolution wie in Russland bewahrt habe. Ebert galt Adenauer als „großer Mensch mit strengster Rechtlichkeit und Lauterkeit in der Lebensführung“, er sei ein „Diener des ganzen Volkes“ gewesen. Selbst in seiner eigenen Partei ist Ebert keineswegs immer eine solche Verehrung entgegengebracht worden, in der Weimarer Republik wurde er ständig das Ziel übler Diffamierung.

Nicht nur in diesem Fall sah Adenauer über Parteigrenzen hinaus. Vielmehr wollte er den politischen Katholizismus aus dem „Zentrumsturm“ befreien und propagierte eine enge Kooperation mit den Protestanten: „Wir müssen beim Kampfe für die Geltung der christlichen Grundsätze in den öffentlichen Dingen bei den Nichtkatholiken Bundesgenossen suchen. Soweit wir das irgendwie können, müssen wir mit Bestrebungen Gleichgesinnter im evangelischen Lager Hand in Hand gehen und suchen, uns gegenseitig zu unterstützen und zu fördern.“ Das war 1922, aber erst nach 1945 wurde diese Vision einer überkonfessionellen christlichen Partei, genauer zweier Parteien, realisiert. Adenauer selbst

und viele Beobachter haben seine Ausführungen als erste Idee dazu verstanden.

Und noch in einem weiteren zentralen Anliegen seiner späteren Politik als Bundeskanzler finden sich damals die Wurzeln. In seiner Rede zur Wiedereröffnung der Universität zu Köln forderte Adenauer bereits 1919 eine deutsch-französische Aussöhnung und enge Kooperation zwischen beiden Staaten, ja sogar eine Wirtschaftsunion. Er begründete diese Zielsetzung keineswegs nur pragmatisch, sondern mit der kulturellen Nähe des Rheinlandes zu Frankreich, mit christlichen Gemeinsamkeiten, ja für einen nüchternen Redner wie ihn, fast emotional mit abendländisch geprägtem Pathos. Auch die Vision deutsch-französischer Kooperation benötigte mehrere Jahrzehnte zur Realisierung. Allein diese beiden Beispiele zeigen: Adenauer war nie nur der schlichte Verwalter, der Konservative, als den ihn seine Gegner gern hinstellten, vielmehr war er oft seiner Zeit voraus, gelegentlich zu weit, um Realisierungschancen zu haben.

Beispiele seiner Charakterstärke und rechtsstaatlich-demokratischen Prinzipienfestigkeit lieferte Adenauer keineswegs nur 1933 – damals aber so unbeirrt durch den Zeitgeist wie eh und je. Als Mitglied des erwähnten Drei-Männer-Kollegiums in Preußen weigerte sich Adenauer am 6. Februar 1933, an der von NSDAP und KPD betriebenen Auflösung des Preußischen Landtags mitzuwirken, die die Nationalsozialisten auch in Preußen an die Macht bringen sollte. Zu diesem Zeitpunkt war Hitler bereits Reichskanzler. Adenauer protestierte gegen die widerrechtliche Zusammensetzung des Gremiums, die vom nationalsozialistischen Landtagspräsidenten Kerrl betrieben wurde, indem anstelle

des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Otto Braun ein Reichskommissar treten sollte. Und nicht weniger mutig zeigte sich Adenauer als Kölner Oberbürgermeister: Er weigerte sich, den Reichskanzler Hitler am 17. Februar 1933 in Köln am Flughafen zu begrüßen und ließ die Hakenkreuzfahnen dort wieder herunterholen, wo sie auf städtischem Grund angebracht worden waren. Im Wahlkampf für die Reichstagswahlen bzw. Landtagswahlen in Preußen im März 1933 bekämpfte er entschieden die NSDAP. Die Nationalsozialisten vergaßen es ihm nicht. Sofort nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 wurde er amtsenthoben. Obwohl er sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und sein Haus in Rhöndorf gebaut hatte, wurde er zeitweilig inhaftiert und versteckte sich viele Monate im Kloster Maria Laach. Für seine Familie gewann die permanente Bedrohung durch das NS-Regime tragische Folgen und führte zur schweren Erkrankung und schließlich zum Tod seiner zweiten Frau, nachdem er bereits 1916 das erste Mal verwitwet war.

III.

Ich überspringe die ersten Nachkriegsjahre, in denen Adenauer zunächst als Oberbürgermeister wieder eingesetzt, von der britischen Besatzungsmacht dann wieder entlassen wurde, weil er auch ihr gegenüber unbeugsam war. Er wurde ein wesentlicher Mitgründer der CDU als überkonfessioneller christlicher Partei und trug dadurch zur wichtigsten Innovation im deutschen Parteiensystem bei. Als Vorsitzender der CDU Rheinland und als Präsident des Parlamentarischen Rates 1948/49 gelangte er schnell in eine politische Schlüsselposition. Wenngleich der Praktiker nicht zu

langen verfassungspolitischen Exkursen neigte wie die beiden anderen führenden Mitglieder des Parlamentarischen Rates, Theodor Heuss und der Sozialdemokrat Carlo Schmid, also inhaltlich nicht zu den zentralen Diskutanten zählte, leitete er doch die Beratungen im Bonner Museum Koenig bzw. der dortigen Pädagogischen Akademie souverän und zielsicher mit dem Erfahrungsschatz der verfassungspolitischen Fehlentwicklungen der Weimarer Republik und der NS-Diktatur. Die Verfassungsordnung des Grundgesetzes wurde so zu einem der erfolgreichsten Beispiele, aus der Geschichte zu lernen. Dazu gehörte die Stärkung der Stellung des Bundeskanzlers in einem konsequent parlamentarischen, konsequent repräsentativen Regierungssystem. Dessen Möglichkeiten nutzte Adenauer von Beginn seiner Kanzlerschaft an virtuos, sodass mit ihm der Begriff „Kanzlerdemokratie“ verbunden wurde.

Worin bestanden nun die Leitlinien seiner Politik als Bundeskanzler? Auch Adenauer beherrschte wie jeder große Politiker Strategie und Taktik. Seine Schlitzohrigkeit war kaum zu übertreffen, wenn er politische Widersacher in den eigenen Reihen oder Politiker anderer Parteien ausmanövrieren wollte. Nicht zufällig zitierte Adenauer seinen Freund Robert Pferdmenges, der gesagt habe: Es gibt drei Formen der Wahrheit, „die einfache, die reine und die lautere Wahrheit“. Doch so wenig „pingelig“ Adenauer auch war, wenn es um die Durchsetzung seiner politischen Ziele ging, so zweifelsfrei ist die ethische Fundierung seiner Politik, die auf seinem christlichen Glauben beruhte. Auch wenn die Kirchentreue des praktizierenden Katholiken unverkennbar war, hieß das keineswegs, dass er sich in sein politisches Handeln hineinreden ließ, wie viele seiner Gegner behaupteten. Die engen Kontakte zum Kölner Kardinal Frings oder die familiären zu seinem Sohn Monsignore Paul Adenauer betrafen naturgemäß auch politische Themen, aber bewirkten bei Konrad Adenauer keine kirchliche Einflussnahme auf seine Politik. Zwar reflektierte er nicht – wie beispielsweise Franz Josef Strauß – öffentlich das Verhältnis von Christentum und Politik in einer Partei, die sich zum Christentum bekannte. Doch für den Politiker Adenauer unterlag die Trennung kirchlicher und staatlicher Aufgaben keinem Zweifel. Dazu mag die am Ende der Weimarer Republik tragische Erfahrung der Zentrumsparterie beigetragen haben, die einen geistlichen Vorsitzenden, den Prälaten Ludwig Kaas, sowie andere Geistliche mit politischen Mandaten hatte. Und in jedem Fall wollte der machtbewusste Adenauer seinen politischen Handlungsspielraum nicht von Institutionen einengen lassen, die die Verfassung dafür nicht bestimmte.

IV.

„Es musste alles neu gemacht werden“, hat Konrad Adenauer einmal bemerkt und damit die politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ausgangsposition ebenso schlicht wie treffend beschrieben. Er hat damit, ohne das ahnen zu können, der unsinnigen These späterer Historiker und Politikwissenschaftler widersprochen, die die Frühgeschichte der Bundesrepublik gegen alle empirischen Befunde und Fakten als „Restauration“ bewertet haben. Tatsächlich war die Gesellschaft der Bundesrepublik weder identisch mit der des NS-Regimes noch restaurierbar.

Ich nenne nur wenige Stichworte, die zeigen, wie realitätsfern die These der Restauration ist:

- fast 10 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, die ein Fünftel der bundes-

republikanischen Bevölkerung ausmachten, haben ebenso wie die erheblichen Kriegsverluste die Gesellschaft Westdeutschlands wesentlich verändert;

- die faktische Enteignung des gesamten ostelbischen Großgrundbesitzes veränderte die Sozialstruktur ebenfalls;
- das Ende der gesellschaftlichen und politischen Rolle, die das Militär in der deutschen Geschichte gespielt hatte, besaß weitreichende politische und gesellschaftliche Folgen;
- die Einführung der sozialen Marktwirtschaft und die vorhergehende partielle finanzielle Egalisierung, die die Währungsreform 1948 herbeigeführt hatte, führten zu einer völlig anderen ökonomischen Ausgangsbasis;
- schließlich veränderte sich das Parteiensystems durch die Einführung der beiden überkonfessionellen christlichen Volksparteien CDU und CSU und die Marginalisierung und schließlich das Verbot extremer Parteien;
- und vor allem: Welche Verfassungsordnung hat das Grundgesetz restauriert? Keine.

Lassen Sie mich dazu eine generelle Schlussfolgerung anschließen: Die ständige Wiederholung der Behauptung der restaurativen, miefigen Adenauerjahre macht dieses Klischee nicht wahrer. In den 1950er und 1960er Jahren gab es vielmehr Aufbruch als Restauration. Das gilt im übrigen auch für die Kultur, denken Sie beispielsweise in der Literatur an außerordentlich kritische Autoren wie Heinrich Böll, Günter Grass, Martin Walser, Siegfried Lenz, Uwe Johnson, Wolfgang Koeppen und viele andere, denken Sie an Zeitschriften wie den „Spiegel“, um nur diese wenigen Beispiele zu nennen. Es gibt kaum eine historische Epoche, in der nicht ein Mischungsverhältnis zwischen Altem und Neuem besteht. Die realitätsnahe Frage kann nur lauten: Welche Tendenz dominiert?

Neben den strukturellen Bedingungen und Kontexten unterschieden sich aber auch wesentliche Inhalte der Adenauerschen Politik von den vorhergehenden Perioden deutscher Politik.

Gegen traditionellen Nationalismus und Imperialismus setzte Konrad Adenauer auf europäische Verständigung. Er beendete konsequent das, was die Historiker den deutschen „Sonderweg“ nennen; dieser deutsche „Sonderweg“ besaß außenpolitische, verfassungs- und gesellschaftspolitische Komponenten, die allesamt nach 1949 beendet wurden. Gegen die Konkurrenz, ja die als Erbfeindschaft titulierte Gegnerschaft mit Frankreich, setzte er auf Freundschaft und Kooperation mit dem großen Nachbarn im Westen. Gegner einer neutralistischen Schaukelpolitik zwischen West und Ost, entschied sich der Bundeskanzler eindeutig für den Westen, ohne aber Versuche der Verständigung mit der Sowjetunion zu unterlassen, wie er sie 1955 mit seiner Moskaureise unternahm. Anstelle einer autonomen offensiven oder gar aggressiven Militärmacht setzte er auf eine defensive, in die westliche Verteidigungsgemeinschaft eingebundene Bundeswehr. Anstelle einer rein kapitalistischen Wirtschaftsordnung unterstützte Adenauer die von Alfred Müller-Armack und Ludwig Erhard konzipierte Soziale Marktwirtschaft, wozu nicht allein die Sozialpflichtigkeit des Eigentums sowie weitere sozialpolitische Komponenten gehörten. Er selbst betrieb 1957 die Einführung der dynamischen Rente, die an die Lohn- und Gehaltsentwicklung gekoppelt ist.

V.

Lassen Sie mich einige ausgewählte Stationen dieser Politik kurz nennen. Von Beginn seiner Kanzlerschaft setzte Adenauer auf Aussöhnung mit den bis 1945 verfeindeten Staaten, insbesondere die Gewinnung deutsch-französischer Freundschaft. Das war nicht erst seit den immer engeren Beziehungen so, die sich nach der Rückkehr General de Gaulles an die Macht 1958 entwickelten und die

im Elysée-Vertrag vom 22. Januar 1963 gipfelten. Ein Symbol für die engen persönlichen Beziehungen zwischen Konrad Adenauer und Charles de Gaulle war zuvor schon der gemeinsame Besuch der Messe in der Kathedrale von Reims gewesen. Schon in den 1940er Jahren knüpfte er Kontakte, die an seine Vision von 1919 anschlossen und die lange Kontinuität seiner Frankreichpolitik belegen. In den frühen 1950er Jahren waren es in erster Linie drei Staatsmänner,

und sich – entgegen der vorher getroffenen Vereinbarung – auf den Teppich. Damit dokumentierte er seine Ebenbürtigkeit mit den Hohen Kommission.



Foto: akg-images

Ein Bild mit hoher Symbolkraft: Bundeskanzler Konrad Adenauer stellte am 21. September 1949 der Alliierten Hohen Kommission seine Regierung vor

und sich – entgegen der vorher getroffenen Vereinbarung – auf den Teppich. Damit dokumentierte er seine Ebenbürtigkeit mit den Hohen Kommission.

die sich engagiert für eine europäische Kooperation der demokratischen Staaten des Westens einsetzten: Neben Konrad Adenauer waren dies Robert Schuman (1886–1963) in Frankreich und Alcide de Gasperi (1881–1954) in Italien. Alle drei waren kaum zufällig in Grenzlanden geboren, Adenauer im Rheinland, Schuman in Luxemburg und de Gasperi bei Trient. Sie alle waren ihren Nachbarn nicht so fremd, sie alle hatten kriegerische Verheerungen zuerst



Foto: akg-images

Zusätzlich zur Aussöhnung mit dem Westen versuchte Adenauer auch Einvernehmen mit der Sowjetunion herzustellen. Sein Besuch 1955 – hier ist er mit Parteichef Chruschtschow (re.) und Minis-

terpräsident Bulganin zu sehen – ermöglichten die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die Freilassung deutscher Kriegsgefangener.

zu spüren bekommen – oder auch wie de Gasperi mehrfach die Nationalität wechseln müssen.

Und ebenso wenig zufällig dürfte es gewesen sein, dass diese drei frühesten Gründerväter der europäischen Integration katholische Staatsmänner waren. Sie stimmten in ihrem Glauben und ihrer politischen Lebenserfahrung überein. Sie konnten sich, was sich besonders im Briefwechsel zwischen Adenauer und Robert Schuman schön zeigen lässt, jenseits der moralischen Verheerungen und des im Krieg aufgepeitschten nationalistischen Hasses als gläubige Individualitäten schon verständigen als das ihren Völkern noch kaum möglich war. Die katholische Kirche war nicht wie die protestantische eine Nationalkirche, sondern per definitionem transnational. Adenauer, Schuman, de Gasperi verstanden sich als Repräsentanten des christlichen Abendlandes. Man hat später über diese Abendländer, über die christliche Abendlandideologie gespottet – zu Unrecht wie ich meine, bildete sie doch die fundamentale Wertorientierung, auf der ein humanes Menschenbild, die Menschenrechte, die moderne Demokratie und der Rechtsstaatsgedanke, die Ethik in der Politik in Europa ausruhten. Doch darf der europäische Schwerpunkt Adenauers nicht zu der Fehleinschätzung führen, die angelsächsische Welt sei ihm gleichgültig gewesen. Vielmehr sah er die europäische Integration und die deutsch-französische Freundschaft in realistischer machtpolitischer Einschätzung als komplementär zur engen deutsch-amerikanischen Kooperation. Mit Präsident Eisenhower und Außenminister John Foster Dulles, aber auch in Großbritannien mit Winston

Churchill oder Anthony Eden kooperierte er ebenfalls eng.

Insofern war die Westorientierung, die Konrad Adenauer betrieb und für die Franz Josef Strauß trotz vieler Spannungen, die die beiden hatten, zu seiner stärksten Stütze wurde, ein wertorientierter, mehrschichtiger Prozess, bei dem es zwar auch, jedoch keineswegs nur oder in erster Linie um militärische Westintegration ging. Nüchterne Staatsmänner, die diese drei waren, wussten Adenauer, Schuman und de Gasperi, zu denen sich als wesentlicher Mitgestalter Jean Monnet gesellte, wie wichtig wirtschaftliche Verflechtungen waren, die allen Beteiligten nützten. Die materielle Basis schadete der Europaidee nicht, sondern gab ihr die solide Basis. Insofern waren die Montanverträge von 1952 und die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft durch die Römischen Verträge der sechs Staaten vor 60 Jahren die entscheidenden Etappen. Adenauers Anweisungen für die vorbereitenden Verhandlungen beweisen, welche entscheidende Rolle er für diese Verträge spielte. Ein Scheitern wollte er um keinen Preis zulassen.

Für Adenauer bildeten die Römischen Verträge mit den Deutschland-Verträgen von 1952 bzw. 1955 die nachdrückliche Bestätigung seiner Außen-, Europa und Verteidigungspolitik. Ohne sie wäre die Geschichte der Bundesrepublik, aber auch die Europas anders verlaufen. Mit diesen Verträgen erlangte die Bundesrepublik – mit Einschränkungen – die völkerrechtliche Souveränität. Noch wenige Jahre zuvor hätte es niemand für möglich gehalten, dass Deutschland beziehungsweise der westliche Teil so kurz nach Kriegsende zu einem konstituie-

renden und international akzeptierten Partner europäischer und euro-atlantischer Politik wurde. Eine bezeichnende Episode stand am Beginn: Als der gerade gewählte Bundeskanzler Konrad Adenauer am 21. September 1949 den drei Hohen Kommissaren der USA, Großbritanniens und Frankreichs die Beglaubigungsurkunde der ersten Bundesregierung überreichte, standen diese dort in der Mitte auf dem Teppich, das gesamte Bundeskabinett davor. Bei seiner Erklärung trat Adenauer einen Schritt vor, stand also ebenfalls auf dem Teppich, demonstrierte dadurch Gleichberechtigung und zugleich Priorität vor seinen Ministern. Das Ganze mochte

Die materielle Basis schadete der Europaidee nicht, sondern gab ihr die solide Basis.

eher beiläufig wirken. Tatsächlich aber handelte es sich um einen ebenso bezeichnenden wie bedeutsamen Akt symbolischer Politik, hatte sich Adenauer doch zugleich ausbedungen, dass sämtliche Kontakte zu den Hochkommissaren über ihn liefen.

Die komplexe Westintegration war härter und steiniger als es im Rückblick die geradezu zwingende Logik der Adenauerschen Zielsetzung und ihre Realisierung erscheinen lässt. Die Probleme begannen mit dem heftig umstrittenen Aufbau der Bundeswehr. Der deutsche Verteidigungsbeitrag ging auf amerikanische Initiative zurück, stieß jedoch bei

den europäischen Nachbarn zunächst auf mehr oder weniger dezidierte Vorbehalte und Widerstände. Und die Westdeutschen selbst reagierten in ihrer großen Mehrheit nach den militärischen Exzessen der NS-Diktatur auf jegliche Form der Wiederbewaffnung allergisch.

Adenauer aber sagte einen deutschen Verteidigungsbeitrag aus zwei Gründen zu: In Zeiten des Kalten Krieges zwischen West und Ost erschien die militärische Bedrohung durch den sowjetischen Militärblock für die westlichen Demokratien, insbesondere das geteilte Deutschland lebensbedrohlich. Die europäischen Staaten hatten der Sowjetunion keine wirkliche militärische Macht entgegenzusetzen, die Experten waren sich einig, bei einem konventionellen Angriff wäre die Rote Armee innerhalb weniger Tage bis zum Atlantik vorgezogen. Ohne die USA wäre die Bundesrepublik und ganz Westeuropa eine leichte Beute gewesen. Sich ohne einen eigenen Beitrag allein auf die amerikanische Stärke zu verlassen, wäre erstens den Amerikanern kaum zumutbar gewesen, zum anderen nicht ohne Risiko. Zwei konkrete Erfahrungen spielten dafür eine wesentliche Rolle. Nach der Währungsreform 1948 hatte die sowjetische Armee sämtliche Zugangswege von und nach Berlin blockiert und damit den Viermächte-Status der Stadt in Frage gestellt. Nur durch die amerikanische Luftbrücke, die von Ende Juni 1948 bis Mai 1949 fast ein Jahr lang die drei Westzonen von Berlin aus der Luft versorgte, konnte die Westberliner Bevölkerung vor dem Aushungern und der Erpressung gerettet werden. Als 1950 das kommunistische Nordkorea mit Unterstützung Rotchinas und der Sowjetunion Südkorea angriff, erschien dies als Menetekel für das ebenfalls geteilte Deutschland. Nun erschien es den Verantwortlichen im Westen höchste Zeit, für militärische Sicherheit zu sorgen.

Anfangs ging es allerdings noch nicht um einen Beitritt der Bundesrepublik zur 1948 gegründeten NATO, sondern um eine europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG) – fast eine Lösung, die heute wieder diskutiert wird. Doch scheiterte die EVG, weil in der berühmten Nachtsitzung am 30. August 1954 die Ratifizierung der EVG-Verträge in der Assemblée Nationale in Paris scheiterte. Daraufhin wurde als Ersatz der Beitritt der Bundesrepublik zur NATO gewählt. Auf diese Weise erreichte Adenauer dann doch noch sein Ziel, die Bundesrepublik in die westliche Sicherheitsarchitektur einzubinden.

Die Bundesrepublik trat in die integrierte Führungsstruktur der NATO ein, verzichtete damit auf ein wesentliches Souveränitätsrecht durch ein eigenes, von der NATO unabhängiges militärisches Oberkommando und erhielt 1955 zugleich damit die Souveränität. Mit dieser scheinbar paradoxen Politik erreichte Adenauer beide Ziele. Dabei ist nicht zu vergessen, dass der Widerstand in der Bundesrepublik größer war als bei den westlichen Partnern, eine Großdemonstration folgte der anderen. Die SPD als größte Oppositionspartei kämpfte entschieden gegen das gesamte Paket der Westintegration und akzeptierte es erst mit der berühmten Rede Herbert Wehners im Deutschen Bundestag am 30. Juni 1960.

Konrad Adenauer misstraute der politischen Reife und Vernunft der deutschen Bevölkerung zutiefst. Mit der festen Einbindung in die demokratische Staatenwelt des Westens wollte er zugleich innenpolitische Stabilität, außenpolitische Souveränität und militärische Sicherheit erreichen. Er vergrößerte damit jedoch zugleich Schritt für Schritt den Handlungsspielraum der Bundesrepublik Deutschland. Immer wieder ist jedoch die Frage gestellt worden, ob er durch

die dezidierte Westintegration die Chancen auf Wiedervereinigung vermindert oder gar verhindert hat. Seine entschiedensten Gegner wie der frühere CDU-Innenminister, spätere sozialdemokratische Justizminister und Bundespräsident Gustav Heinemann, war dieser Meinung schon, seit er 1952 die neutralistische und pazifistische Gesamtdeutsche Volkspartei gegründet hatte.

Jenseits persönlicher Animositäten, die Gustav Heinemann, Thomas Dehler und andere gegenüber Adenauer hegten, lässt sich ins Feld führen, dass die Sowjetunion ein neutrales Deutschland eher akzeptiert hätte. Vielfach sind die Noten Stalins vom März 1952 als Exempel angeführt worden und das noch viele Jahre später 1958 in einer der aufgeregtesten Sitzungen des Deutschen Bundestages. Doch die Fakten zeigen: Der Vorwurf, Adenauer habe diese Verhandlungschance nicht einmal ergriffen, steht auf tönernen Füßen. Diese Noten waren an die drei Westmächte gerichtet und nicht an die Bundesregierung. Drei Jahre vor der Souveränitätserklärung der Bundesrepublik besaß Adenauer, ob er die Wiedervereinigung wollte, oder ob nicht, gar keinen eigenen Spielraum. Und selbst nach 1955 war die Bundesrepublik politisch noch lange nicht autonom genug, weil selbst danach die völkerrechtlichen Vorbehalte der Westmächte, die Deutschland als Ganzes betrafen, weiterhin in Kraft blieben. Heute wissen wir außerdem aus sowjetischen Quellen, dass die zeitgenössische Einschätzung Adenauers und der westlichen Regierungen zutraf, derzufolge es sich 1952 um ein taktisches Störmanöver Stalins handelte. Stalin wollte die Bewaffnung der Bundesrepublik und ihren Bündnisbeitritt zur geplanten EVG verhindern. Es gab zu keinem Zeitpunkt in den 1950er und 1960er Jahren eine realistische Chance für eine Wiedervereinigung Deutschlands als selbständiger demokratischer Staat. Und wer hätte es verantworten können, die Freiheit Westdeutschlands für eine Wiedervereinigung in Form einer kommunistischen Diktatur zu opfern?

Im Übrigen zielt die Frage nach Adenauers Haltung zur Wiedervereinigung auf seine politische Prioritätenskala: Er teilte prinzipiell die von Eugen Gerstenmaier formulierte Hierarchie „Freiheit, Frieden, Einheit“. Die Konsequenz lautete: Adenauer wollte die Wiedervereinigung, aber er wollte sie in Freiheit und in einem friedlichen Prozess – ganz so, wie sie 1990 dank der maßgeblich von Helmut Kohl betriebenen Politik erreicht wurde. Nach Adenauers Überzeugung war die Teilung Deutschlands eine Folge der Spannungen zwischen Ost und

Es gab zu keinem Zeitpunkt in den 1950er und 1960er Jahren eine realistische Chance für eine Wiedervereinigung Deutschlands als selbstständiger demokratischer Staat.

West, also des Kalten Krieges. Die Wiedervereinigung bekomme ihre Chance, wenn diese Spannungen abgebaut würden, so hat er mehrfach betont.

Zu den zentralen gesellschaftspolitischen Anliegen Konrad Adenauers gehörte die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge. Dieser großartige Erfolg, zu dem viele Gesetze – wie das Lastenausgleichsgesetz beitrugen – zählt zu den großen friedenspolitischen Leistungen der Bundesrepublik Deutschland, obwohl die Integration nicht von heute auf morgen gelang, sondern zehn bis fünfzehn Jahre in Anspruch nahm. Auch



Foto: akg-images

In der Spiegelkrise um Verteidigungsminister Franz Josef Strauß (hier beide auf der Regierungsbank während einer der „Spiegel-Debatten“ im Bundestag) taktierte die Bundesregierung denkbar ungeschickt.

dieser Erfolg war alles andere als selbstverständlich, vielmehr mussten zahlreiche, mentale, soziale und materielle Probleme gelöst werden.

Kurz behandeln möchte ich ein anderes außerordentlich bedeutsames Ziel Adenauerscher Politik, weil sich darin humanitäre, außenpolitische und geschichtspolitische Motive verbinden und diese Politik zugleich einen hohen finanziellen Einsatz erforderte. Hierbei handelte es sich zum einen um die Wiedergutmachung für nationalsozialistische Verbrechen, die ich lieber als materielle Entschädigung bezeichne, weil solche Verbrechen nicht wieder gut zu machen sind. Zum anderen betrifft diese Politik die Verständigung mit Israel.

Bereits in seiner ersten Regierungserklärung am 20. September 1949 forderte Adenauer neben der Nachsicht für nicht im strafrechtlichen Sinne schuldige NS-Mitläufer eine strenge Bestrafung der wirklich Schuldigen an den Verbrechen der NS-Diktatur. 1952 wurde im Überleitungsvertrag den Alliierten gegenüber eine Entschädigungsverpflichtung abgegeben. 1953 regelte das Bundesergänzungsgesetz zur Entschädigung für Opfer nationalsozialistischer Verfolgung diese Verpflichtung, die 1956 nochmals durch ein rückwirkend bis 1953 wirkendes umfassenderes Gesetz erweitert wurde. Ergänzungen und Novellierungen folgten verschiedentlich, sie erweiterten jeweils den Kreis der Anspruchsberechtigten.

Auf dieser Rechtsgrundlage sowie weiterer Abkommen mit Israel und Globalverträgen mit zwölf Staaten leistete die Bundesrepublik Deutschland bis 1988 insgesamt Zahlungen von 80,57 Milliarden DM und ging weitere

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter www.kath-akademie-bayern.de finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Information.

Veranstaltung in Kooperation mit der Deutschen Bischofskonferenz

Montag, 29. Mai 2017

Boden-los?!

Unterschätzte Herausforderung Bodenschutz

SZ-Forum Gesundheit

Dienstag, 30. Mai 2017

Immuntherapie von Tumoren

Young Professionals

Donnerstag, 22. Juni 2017

So hab ich das noch nie gesehen:

Film im Gespräch

Sommernacht der Künste

Dienstag, 27. Juni 2017

Schöpfung. Musik zu ausgewählten

Kunstwerken in der Akademie

Young Professionals

Freitag, 30. Juni 2017

Sommer, Sonne, Müßiggang. Ein Impuls zum Wochenende

Reihe: Gedenkjahr 2017 – in Coburg

Freitag/Samstag, 7./8. Juli 2017

Menschenbild(er) der Reformationszeit

Reihe: Gedenkjahr 2017

Montag/Dienstag, 10./11. Juli 2017

Kirchenrecht in Geschichte und Gegenwart

Reihe: 60 Jahre Akademie –

im Erzbistum München und Freising

Freitag, 14. Juli 2017

Veranstaltung auf Herrenchiemsee: Zum Verhältnis von Staat und Kirche



Die Veranstaltung am 7./8. Juli 2017, Menschenbild(er) der Reformationszeit, findet in Coburg (unser Bild zeigt die Veste Coburg) statt.

Foto: Wikipedia



Stephan Höpfinger, Studienleiter der Katholischen Akademie (re.), moderierte die Fragerunde mit Professor Horst Möller.



Ein Fernsehteam des Bayerischen Rundfunks zeichnete die Veranstaltung auf. Autor Claus Singer interviewte dazu den ehemaligen Geschäftsführer der Akademie Dr. Erich Kaiser und

dessen Frau Sigrid. Sendetermin des Beitrags in der Reihe „alpha-lógos“ im Bildungskanal ARD-alpha ist Sonntag, 11. Juni 2017, um 19.15 Uhr.

Verpflichtungen von über 22 Milliarden DM bis zur Jahrtausendwende ein. Bis 1988 wurden über 4,4 Millionen Anträge auf Entschädigung bearbeitet.

Die Vereinbarung mit Israel wurde bereits 1952 im Luxemburger Abkommen geschlossen, in dem sich die Bundesregierung verpflichtete, bis 1965 in 14 Jahresraten drei Milliarden DM in Form von Warenlieferungen und Dienstleistungen zu zahlen. Hinzu kamen Eingliederungshilfen in Höhe von 450 Millionen DM für jüdische Opfer, die außerhalb Israels lebten. Adenauers Ansehen in Israel war groß, das Photo, das ihm mit dem wichtigsten Gründungs-vater Israels und langjährigem Ministerpräsidenten David Ben Gurion im New Yorker Waldorf Astoria Hotel am 14. März 1960 zeigt, ging um die Welt. Ben Gurion würdigte ihn nach seinem Ausscheiden aus dem Kanzleramt 1963 einerseits persönlich, andererseits als großen außergewöhnlich erfolgreichen Staatsmann: Adenauer sei 1949 Regierungschef eines zerstörten Landes geworden, das bei seinem Ausscheiden als Bundeskanzler 1963 eines der stärksten und wichtigsten westlichen Länder geworden sei. „Als einer der wenigen Deutschen, denen ihr katholischer Glaube mehr war als Gewohnheit und Routine, lehnte er ungleich den meisten seiner Landsleute das schändliche Nazi-Regime ab.“

In der Regel wird Adenauers Staatssekretär im Kanzleramt Hans Globke genannt, wenn man Adenauer eine laxe Haltung in der Personalpolitik attestiert. Der außerordentlich effiziente Verwal-

Nach dem Mauerbau in Berlin am 13. August 1961 verließ Adenauer sein politischer Instinkt, als er nicht in die alte Hauptstadt fuhr, was ihm viele Parteifreunde, darunter Strauß, vorwarfen.

tungsjurist Globke war zwar nicht NSDAP-Mitglied, hatte jedoch 1935 im Reichsinnenministerium den Auftrag ausgeführt, einen Kommentar zu den jüdenfeindlichen Nürnberger Gesetzen zu verfassen. Und ein unverkennbarer Pragmatismus im Umgang mit politisch nicht Unbelasteten gipfelte in Adenauers Satz:

„Wenn ich nur schmutziges Wasser habe, kann ich nicht mit sauberem kochen.“

Wie Adenauer aber wirklich zur Schuldfrage in Deutschland stand, zeigen andere öffentliche Äußerungen, beispielsweise in seiner Kölner Universitätsrede am 24. März 1946, in der er im übrigen die Vereinigten Staaten von Europa forderte: „Aber der Nationalsozialismus hätte in Deutschland nicht zur Macht kommen können, wenn er nicht in breiten Schichten der Bevölkerung (ein) vorbereitetes Land für seine Giftsaat gefunden hätte“. An kritischer Schärfe kaum zu übertreffen ist sein Brief vom 23. Februar 1946 an Pastor Dr. Bernhard Custodis in Bonn: „Nach meiner Meinung trägt das deutsche Volk und tragen die Bischöfe und der Klerus eine große Schuld an den Vorgängen in den Konzentrationslagern. Richtig ist, dass nachher vielleicht nicht viel mehr zu machen war. Die Schuld liegt früher: Volk und Bischöfe seien auf die nationalsozialistische Agitation eingegangen, man habe sich fast widerstandslos, zum Teil auch mit Begeisterung gleichschalten lassen. „Im übrigen hat man aber auch gewusst – wenn man auch die Vorgänge nicht in ihrem ganzen Ausmaße gekannt hat –, dass die persönliche Freiheit, alle Rechtsgrundsätze, mit Füßen getreten wurden, dass in den Konzentrationslagern große Grausamkeiten verübt wurden, dass die Gestapo, unsere SS und zum Teil auch unsere Truppen in Polen und Russland mit beispiellosen Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung vorgingen. Die Judenpogrome 1933 und 1938 geschahen in aller Öffentlichkeit. Die Geiselmorde in Frankreich wurden von uns offiziell bekannt gegeben. Man kann also wirklich nicht behaupten, dass die Öffentlichkeit nicht gewusst habe, dass die nationalsozialistische Regierung und die Heeresleitung ständig aus Grundsatz gegen das Naturrecht, gegen die Haager Konvention und gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit verstießen. Ich glaube, dass, wenn die Bischöfe alle miteinander an einem bestimmten Tage öffentlich von den Kanzeln aus dagegen Stellung genommen hätten, sie vieles hätten verhindern können. Das ist nicht geschehen und dafür gibt es keine Entschuldigung.“

VI.

Ich habe an zentralen Beispielen die Grundzüge der Politik Konrad Adenau-

ers vorgeführt – das konnte nur eine Auswahl sein. Aber natürlich muss auch die Frage gestellt werden: Hat Konrad Adenauer trotz seiner unbestreitbaren Größe denn nicht auch Fehler gemacht? Natürlich hat er, Politiker sind wie alle Menschen fehlbar. Adenauer, mit gesundem Selbstbewusstsein ausgestattet, teilte selbst in hohem Alter die Selbstschätzung der meisten großen Staatsmänner, dass es ohne sie nicht gehe und es folglich auch keinen angemessenen Nachfolger geben könne. In diesem Fall traf sein Verdikt seinen Wirtschaftsminister Ludwig Erhard. Er erkannte dessen große wirtschaftspolitische Verdienste durchaus an, doch hielt er ihn nicht für einen richtigen Politiker und misstrauete seiner atlantischen und gegenüber Frankreich kritischen Grundposition. Wie sehr Adenauers ihn bekämpfte, zeigt drastisch die jüngste Veröffentlichung seines Sohnes.

Allerdings hat sich Adenauers Urteil über die mangelnde politische Eignung Erhards nach 1963 sehr schnell bestätigt. Trotzdem war die Art von Adenauers Vorgehen für einen genialen Strategen wie ihn äußerst ungeschickt. Auch die meisten seiner Parteifreunde sahen darin nur den Versuch, am Sessel des Bundeskanzlers buchstäblich kleben zu bleiben. Das größte Ungeschick legte er an den Tag, als er 1959 plötzlich die Nachfolge von Theodor Heuss als Bundespräsident anstrebte – mit der unverkennbaren Absicht, Erhard dann nicht zum Kanzler zu ernennen. Dieses schnell missglückte Spiel verärgerte auch den sonst in wechselseitiger Achtung verbundenen scheidenden Bundespräsidenten Heuss, hatte Adenauer doch erklärt, man könne dieses Amt politischer führen.

Nach dem Mauerbau in Berlin am 13. August 1961 verließ Adenauer sein politischer Instinkt, als er nicht in die alte Hauptstadt fuhr, was ihm viele Parteifreunde, darunter Strauß, vorwarfen. Und in der „Spiegel-Krise“ 1961 taktierte er wie die gesamte Union denkbar ungeschickt, obwohl die Bundesregierung, weder er noch Franz Josef Strauß, tatsächlich viel zu verbergen hatte. Ein

Photo aus der berüchtigten Bundestags-sitzung spricht Bände: Der Bundeskanzler, neben seinem düster dreinblickenden Vizekanzler Erhard sitzend, sieht ebenso missmutig auf seinen am Rednerpult stehenden Verteidigungsminister Strauß herab und versteckt sich buchstäblich hinter einer bei ihm sonst nur vom Bocciaspiel in Caddenabbia bekannten großen Sonnenbrille. Danach ließ er Strauß, von dem er genauestens informiert worden war, nicht nur im Regen stehen, sondern fallen. Nicht etwa, weil Adenauer seinen Verteidigungsminister für schuldig hielt, sondern weil er sonst selbst gestürzt worden wäre. Das war nicht fein, aber ein im politischen Haifischbecken dann doch ein eher normaler Vorgang.

Tatsächlich waren der Aufbau der Bundesrepublik und die Arbeit der Bundesregierung eine Gemeinschaftsleistung, doch der Bundeskanzler gab unbeirrbar die Richtung vor. Und sehr spät sah sogar Adenauer, dass er nicht mehr alles selbst machen konnte: Als der inzwischen 89-jährige CDU-Vorsitzende auf einem Parteitag seine Rechenschaftsrede hielt, klagte er: Der für das Tagesgeschäft vorgesehene Geschäftsführende Vorsitzende Hermann Josef Duffhues gäbe seine Düsseldorfer Anwaltskanzlei nicht auf. Deshalb blieben an ihm, Adenauer, zu viele Vorsitzendenaufgaben hängen. Er schloss mit der Bemerkung: „Und verjessen Se nicht, meine Damen und Herren, ich bin schließlich keine 80 mehr!“.

Was bleibt von Konrad Adenauer: Jedenfalls nicht seine kleinen Fehler oder seine nicht zimperlichen Wahlkämpfe. Vielmehr zehren wir noch heute von seinen überragenden, seinen singulären Leistungen als Gründervater der bundesrepublikanischen Demokratie. Er führte das westliche, das freie Deutschland nach den Verheerungen von Diktatur und Krieg in die zivilisierte Welt zurück und band es wertorientiert in die westlich-abendländische Welt ein. Ohne jeden Zweifel gehört er zu den größten Staatsmännern des 20. Jahrhunderts. □

Friedhelm Hofmann und Markus Lüpertz

Kunst und Kirche



Den fulminanten Auftakt des 60-Jahr-Jubiläums der Katholischen Akademie Bayern machten am Montag, den 3. April 2017, der Bischof von Würzburg, Dr. Friedhelm Hofmann, und der Künstler Prof. Dr. h.c. Markus Lüpertz im Museum Georg Schäfer in Schweinfurt. Bevor um 19 Uhr das von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte Gespräch zu „Kirche und Kunst“ begann, bestand ab 16 Uhr für das Publikum die Möglichkeit, sich in einem individuellen Rundgang durch das Museum einen ersten Überblick über die Dauer- und die Sonderausstellungen zu verschaffen, letztere eine besonders reizvolle Zusammenstellung von Collagen Mies van der Rohe aus dem Museum of Modern Art in New York.

Ab 17 Uhr führten der Direktor des Museums, Dr. Wolf Eiermann, und die Leiterin der Graphischen Sammlung, Dr. Karin Rhein, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in zwei Gruppen durch die Dauer- und die Sonderausstellungen.

Um 18 Uhr konnte man sich bei einem Imbiss stärken, bevor um 19 Uhr die Hauptveranstaltung begann. Der Oberbürgermeister von Schweinfurt, Sebastian Remelé, betonte in seinem Grußwort, dass es ihn außerordentlich freue, eine derart prestigeträchtige Veranstaltung in seiner Stadt zu haben und begrüßte neben Landrat Florian Töpfer und dem Schweinfurter KEB-Verantwortlichen Dr. Albrecht Garsky auch zahlreiche Vertreter der Medien.

Nun folgte ein intensives und dichtes Gespräch zwischen Bischof Hofmann und Markus Lüpertz über „Kunst und Kirche“, in dem sich beide die Bälle gekonnt zuspielten. Es ging um die erste Begegnung des Bischofs mit der Kunst und des Künstlers mit der Kirche, um das Rheinland als Heimat, um persönliche Prägungen und um die Rolle, die die Kirche für die Künstler und die die Künstler für die Kirche haben. Die rund 160 Teilnehmerinnen und Teilnehmer erlebten mit Markus Lüpertz einen heiter-exzentrischen Künstler, der gerne katholisch ist, und der mit seinen aphorismenhaften Sätzen mehr als einmal die Lacher auf seiner Seite hatte. Und sie erlebten mit Bischof Hofmann einen kunstverständigen Oberhirten, der feinsinnig antwortete und das Thema Kunst theologisch abrunden konnte.

Nach dem Ende des Gesprächs bestand bis 22 Uhr die Möglichkeit, durch das Museum zu wandeln und den Abend ausklingen zu lassen. □

Ein ausführlicher Bericht zu der Veranstaltung erscheint in einem Sonderheft Ende des Jahres.

Das Podium: Prof. Dr. h.c. Markus Lüpertz, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Bischof Dr. Friedhelm Hofmann von Würzburg (v.l.n.r.).



Bischof Friedhelm Hofmann (li.) und Markus Lüpertz unterhielten sich schon vor dem Podiumsgespräch ausführlich.



Saßen in der ersten Reihe (v.l.n.r.): Oberbürgermeister Sebastian Remelé, Schweinfurts Landrat Florian Töpfer, Landtagspräsident a. D. Johann Böhm,

Dr. Walter Zahner, Mitglied im Kunstausschuss der Katholischen Akademie Bayern, und Bernhard Schweßinger, der Pressesprecher des Bistums.



Das Podiumsgespräch im Museum Georg Schäfer fand großes Interesse.

Presse

Pressestelle Ordinariat Würzburg
5. April 2017 – Kurzweilig und tief-sinnig, bisweilen auch kontrovers: So haben sich am Montagabend, 3. April, der Kunstkenner und promovierte Kunsthistoriker Bischof Dr. Friedhelm Hofmann und der Maler, Grafiker und Bildhauer Professor Markus Lüpertz im Schweinfurter Museum Georg Schäfer über das Thema „Kirche und Kunst“ ausgetauscht. Das von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller geleitete Podiumsgespräch war die erste einer Reihe von insgesamt sieben Veranstaltungen der Katholischen Akademie in Bayern aus Anlass des 60. Jubiläums der gemeinsamen Bildungseinrichtung der bayerischen Bistümer. *Markus Hauck*

KNA
4. April 2017 – „Künstler sind die Augen Gottes in den Menschen“, so definiert Lüpertz seine Zunft. Später dann hält er noch ein flammendes Plädoyer für die Kirche, die mit ihrer kulturellen Potenz überleben werde. Vor allem ist sie für die Menschen nötig, um sich gegen Sekten und andere aggressive Formen der Religion zu behaupten. Hofmann wiederum sieht die Kirche in der Pflicht, den Menschen die Augen für Kunst, für moderne, zu öffnen. (...) Der Maler sei auf der Suche nach Wirklichkeit, nach Transzendenz und nach dem den Menschen Übersteigende. Aber er wisse, dass er dies nicht erreichen werde. *Christian Wölfel*

Mainpost
5. April 2017 – In einem sind sie sich von Anfang an einig, der Künstler, der evangelisch erzogen wurde und später zum Katholizismus übertrat, weil er dort seine spirituelle und mystische Heimat fand, und der Priester, der beinahe auf die Kunstakademie gegangen wäre, hätte Kardinal Joseph Frings ihm nicht gesagt, „wir brauchen keine Priester, die malen können, sondern höchstens welche, die was davon verstehen“: Kunst befasst sich mit dem, was unsere physische Wahrnehmung nicht erfasst. Obwohl sich das jeweils unterschiedlich anhört. Der Bischof: „Man kann ruhig vorsichtig damit sein, von der Offenbarung des göttlichen Geheimnisses zu sprechen. Aber die Schöpfung ist ja durchgeistigt von Gott.“ Es bringt nichts, sich über die materiellen Dinge zurückzuziehen, sondern es gehe darum, den großen Atem wahrzunehmen. Der Maler: „Erst über den Künstler begreifen Sie, dass der Sonnenuntergang etwas Mystisches ist.“ *Mathias Wiedemann*

Die Tagespost
6. April 2017 – In den kirchlichen Raum gehört alles, was der Verehrung Gottes dient, ist sich Bischof Hofmann sicher. Zwar dürfe auf Glasfenstern auch Böses dargestellt werden, aber nicht zur Verehrung. „Der Künstler muss autonom sein; was er tut, muss in den Verkündigungsauftrag integrierbar sein, sonst muss man Grenzen ziehen.“ Die Verhöhnung Gottes habe in der Kirche keinen Platz, sagte Bischof Hofmann. Für Lüpertz gibt es keine Grenzen für den Künstler, denn wenn der sein Bestes gibt, hat er das Problem mit der Grenze nicht. Blasphemie hält Lüpertz für eine jeweils zeitbedingte Sicht der Dinge. *Alexander Riebel*

Konrad Zdarsa und Stanislaw Tillich

Kirche im säkularisierten Umfeld



Das Podiumsgespräch zwischen Ministerpräsident Stanislaw Tillich und Bischof Dr. Konrad Zdarsa moderierte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller.

Vor fast 200 Zuhörern im vollbesetzten Pfarrsaal von St. Salvator in Nördlingen sprachen Bischof Dr. Konrad Zdarsa von Augsburg und der sächsische Ministerpräsident Stanislaw Tillich über die Rolle der Kirche in Politik und Gesellschaft. Thema am Abend des 3. Mai 2017 war „Kirche im säkularisierten Umfeld“ – das Gespräch fand im Rahmen der Veranstaltungen zum 60. Gründungsjubiläum der Katholischen Akademie Bayern statt.

Dem Podiumsgespräch vorangegangen war auf Einladung von Nördlingens Oberbürgermeister Hermann Faul ein Festakt im historischen Rathaus der ehemaligen freien Reichsstadt, bei dem sich Bischof und Ministerpräsident in das Goldene Buch eingetragen haben. Der Oberbürgermeister hob dabei hervor, dass noch nie ein Bischof und ein Ministerpräsident zusammen die Stadt besucht hätten.

Nach der Begrüßung durch Dekan Paul Erber und dem Grußwort des Oberbürgermeisters moderierte Akademiedirektor Dr. Florian Schuller das Gespräch. Es drehte sich darum, wie die speziellen Erfahrungen der katholischen Diaspora nutzbar gemacht werden können für eine Kirche im zunehmend säkularisierten Umfeld. In großer Zahl waren örtliche Prominenz, fast der gesamte Stadtrat, der evangelische

Dekan Gerhard Wolfermann von Nördlingen und zahlreiche katholische Priester, Ordensleute und Mitarbeiter in der Pastoral zum Podiumsgespräch gekommen. Auch viele Medienvertreter waren anwesend, ebenso der Bundestagsabgeordnete Ulrich Lange.

Stanislaw Tillich, engagierter und praktizierender Katholik (seine Tante war Pfarrhauhaltlerin), seit 2008 für die CDU Ministerpräsident im Freistaat, berichtete von seinen Erfahrungen als gläubiger Mensch in der DDR und machte sehr deutlich, dass die Kirche und auch die Gläubigen sich damals keineswegs versteckt hätten. Prozessionen, Wallfahrten, regelmäßiger Gottesdienstbesuch waren möglich – von den Behörden geduldet, wengleich natürlich nicht gern gesehen. „Wenn wir an kirchlichen Festen nicht schulfrei bekamen, wurde der Gottesdienst halt früh am Morgen gehalten und der Pfarrer predigte recht kurz, so dass wir es bis Unterrichtsbeginn in die Schule schafften“, schilderte Stanislaw Tillich eine öfter angewandte Taktik.

Auch Bischof Konrad, seit seiner Priesterweihe 1974 als Seelsorger in der Diözese Dresden-Meißen tätig, verwahrte sich deutlich gegen das Stereotyp, dass die Kirche in der DDR ein Nischendasein geführt habe. „Wir waren Kirche und Gläubige aus Überzeugung

und zeigten das auch“. Allerdings betonte Bischof Konrad, der seit 2010 in Augsburg amtiert und vorher rund drei Jahre Oberhirte der sächsischen Diözese Görlitz war, dass ohne die finanzielle Unterstützung der Kirchen aus dem damaligen Westdeutschland kirchliches Leben in der DDR sehr schwierig gewesen wäre.

Was die Zukunft des Glaubens im wenn auch unterschiedlich, so doch deutlich säkularisierenden Ost- und Westdeutschland, aber auch sonst auf der Welt angeht, zeigten sich der Bischof und der Politiker durchaus zusehrend. „Glaube ist nicht unmodern, die Menschen, gerade bei uns in Sachsen, sind neugierig auf den Glauben, sie suchen einen Anker“, so Stanislaw Tillich, der von Pfarrgemeinden berichtete, in denen die Zahl der Katholiken – wengleich auf niedrigem Niveau – zunehme. Bischof Konrad sah in der Empathie, der Zuneigung zu den Gläubigen, ein mögliches Erfolgsrezept: „Wir müssen ein entschiedenes Christentum leben, die Säkularisierung aushalten und in ihr bestehen“, so sein Fazit. □

Ein ausführlicher Bericht zu der Veranstaltung erscheint in einem Sonderheft Ende des Jahres.

Presse

Augsburger Allgemeine

4.5.2017 – Dr. Konrad Zdarsa, Augsburger Bischof, und Stanislaw Tillich, Sachsens Ministerpräsident, kennen das Leben als Katholik in der DDR. Im Nördlinger Pfarrzentrum Sankt Salvator berichteten sie am Mittwochabend im Gespräch mit Monsignore Dr. Florian Schuller teils sehr persönlich über dieses Leben. (...) Schuller sagte, Josef Ratzinger, der spätere Papst Benedikt, habe einmal bei einer Veranstaltung der Katholischen Akademie über die Frage referiert, „warum ich noch in der Kirche bin.“ Zdarsa entgegnete, diese Frage habe er erst im Westen kennengelernt: „Das war für uns keine Frage.“

Martina Bachmann

KNA

4.5.2017 – Der sächsische Ministerpräsident Stanislaw Tillich (CDU) hat sich gegen eine Ausgrenzung der AfD aus dem politischen Diskurs ausgesprochen. Eine politische Auseinandersetzung lasse sich nicht dadurch führen, „dass man einen beiseiteschiebt“, sagte Tillich am Mittwochabend im bayerischen Nördlingen. „Man kann ihn besser dadurch entwaffnen, indem man ihn in die Diskussion zwingt.“ Christoph Renzikowski

Bistum Augsburg

4.5.2017 – Vor rund 200 Gästen sprachen Bischof Zdarsa und Ministerpräsident Tillich über ihre eigene Glaubensbiografie sowie über die Rolle der Kirche in der Politik und Gesellschaft. Beide sind als Katholiken in der ehemaligen DDR aufgewachsen. Daher wissen sie aus eigener Erfahrung, was Kirche in einem säkularen oder atheistischen Staat bedeutet. Für Ministerpräsident Tillich war es selbstverständlich, katholisch zu bleiben: „Der Glaube gehört zu meinem Leben. Das ist ein Wertekanon, der mich prägt, der mein Handeln bestimmt.“

Annette Zoepf



Im vertrauten Zwiegespräch: Stanislaw Tillich und Konrad Zdarsa.



Gäste bei der Podiumsdiskussion (v.l.n.r.): Prof. Dr. Adalbert Keller, Leiter des Akademischen Forums, ev. Dekan Gerhard Wolfermann, und Bischofsvikar Prälat Karlheinz Knebel.



Nördlingens Oberbürgermeister Hermann Faul.

Apologie für Eck

Bekannt ist er als Gegner Martin Luthers: der Theologe Johannes Eck. Dabei war er auch Autor eines umfangreichen Pfarrbuches sowie einer eigenen Bibelübersetzung, was zeigt, dass Johannes Eck mehr war als „nur“ Martin Luthers Kontrahent. In Ecks Wirkungsort Ingolstadt, wo er auch an der Theologischen Fakultät lehrte, stellte die Katholische Akademie Bayern den Theologieprofessor am 10. Februar 2017 in den Mittelpunkt

der Tagung „Apologie für Eck“. Drei Fachleute präsentierten unterschiedliche Facetten der Persönlichkeit Ecks im Kontext der gesellschaftlichen wie kirchlichen Fragen seiner Zeit. Die Tagung endete mit einer Pontifikalvesper im Ingolstädter Liebfrauenmünster, geleitet vom Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke OSB. Auf den folgenden Seiten dokumentieren wir die Tagungsreferate.

Die Bedeutung der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt in den Anfangsjahren der Reformation

Dieter J. Weiß

I. Das Gedenken an Johannes Eck

Wenn man von der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt in den Anfangsjahren der Reformation spricht, dann meint man damit gleichzeitig das Wirken des Theologen Johannes Eck, der zeitweilig als einziger Professor an der Theologischen Fakultät tätig war. Seine von dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger empfohlene Berufung im Jahr 1510 hatte der Fakultät nach schwierigen Anfangsjahren und teils raschen Wechseln wissenschaftliches Gewicht und Kontinuität verliehen: Er lehrte hier 33 Jahre bis zu seinem Tode. Eck dominierte auch über die später neben ihm noch wirkenden anderen Theologieprofessoren.

Johannes Eck galt als ein bedeutender und unter den Humanisten geachteter Wissenschaftler. Willibald Pirckheimer entwarf 1517 in seiner Verteidigung Reuchlins in der Widmungsvorrede seiner Ausgabe von Lukians Piscator das Idealbild eines modernen Theologen. Dieser sollte umfassend gebildet und in den drei heiligen Sprachen bewandert sein, die Grundlage seiner Studien sollte die Heilige Schrift bilden. Pirckheimer führte zahlreiche Beispiele für bedeutende Theologen an, zu denen er neben „Martinus Lueder Augustiniani“ auch Johannes Eck zählte. Peter Walter betonte, dass Johannes Eck zu den Humanisten gehörte, wenn er sich auch in seiner späteren Lebenszeit zu einem entschiedenen Vertreter der Kontroverstheologie entwickelt habe.

Auch in der Festschrift anlässlich der 500-jährigen Wiederkehr der Universitätsgründung 1972 rechnete die Ludwig-Maximilians-Universität Johannes Eck zu ihren großen Gelehrten, 1986 und 2010 wurden in Ingolstadt prominent



Foto: Raymund Fobes

Prof. Dr. Dieter J. Weiß, Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Mittelalters, Ludwig-Maximilians-Universität München

besetzte Tagungen zu seinem Gedenken abgehalten. Hier wurde er als Theologe, als Humanist und als Kontroverstheologe gewürdigt. Neben diesen Ebenen sollte man auch den Kirchenpolitiker in den Blick nehmen. Als wertvolle Quelle für alle Fragen zur Biographie steht die von Vinzenz Pfnür begonnene, allerdings noch unvollendete kritische Edition von Ecks Korrespondenz im Internet zur Verfügung. Unsere Tagung steht unter dem Motto: Apologie für Eck. Hat

er seine solche überhaupt nötig? Von Luther und anderen Reformatoren wurde er tatsächlich persönlich hart und wohl auch ungerecht angegriffen.

II. Der Ingolstädter Theologieprofessor

Johannes Maier, später nach seinem Geburtsort Eck benannt, wurde am 13. November 1486 in Egg an der Günz in der Herrschaft der Abtei Ottobeuren geboren. Auf Vermittlung seines Onkels Martin Maier, Stadtpfarrer im damals vorderösterreichischen Rottenburg, erhielt er eine gelehrte Ausbildung und immatrikulierte sich 1498 an den Universitäten Heidelberg und 1499 Tübingen, wo er zum Baccalaureus und zum Magister artium graduiert wurde. Er setzte seine Studien an den Hochschulen in Köln und Freiburg fort, wo er Vorlesungen hielt und 1510 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. In Tübingen und Freiburg lernte er die neue theologische Richtung der via moderna kennen, der er in moderater Form verpflichtet blieb. Bereits zuvor hatte er 1508 in Straßburg die Priesterweihe empfangen.

Am 31. Oktober 1510 verließ Johannes Eck die vorderösterreichische Universitätsstadt und folgte einem Ruf an die damals noch junge bayerische Landesuniversität in Ingolstadt, die 1472 Herzog Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut (1450-1479) gestiftet hatte. Mit der Vereinigung Ober- und Niederbayerns nach dem Landshuter Erbfolgekrieg war sie unter der Herrschaft Herzog Albrechts des Weisen (1465-1508) und seit 1508 seiner Söhne gekommen. Seine Antrittsvorlesung hielt Eck über das Thema der Heilsaussichten der Menschen, die ohne Kenntnis der christlichen Lehre und Empfang der Taufe dem natürlichen Gesetz folgten. Zur Versorgung erhielt er ein Kanonikat am adeligen Domstift Eichstätt, welches der Papst bei der Universitätsgründung für den Unterhalt eines Theologieprofessors zugestanden hatte. Außerdem wurden ihm später zunächst die Ingolstädter Pfarrei St. Moritz (1519-1525) und dann die Pfarrei Unsere Liebe Frau (1525-1532, 1538-1540) übertragen, wo er sich durch eifriges Predigen hervortat.

Im Jahr 1511 wurde Johannes Eck zum Dekan der theologischen Fakultät gewählt. Der Eichstätter Bischof Gabriel von Eyb (1496-1535) übertrug ihm in seiner Eigenschaft als Kanzler der Universität 1512 das Amt des Vizekanzlers, das er 30 Jahre ausüben sollte. In diesem Jahr hielt Eck eine Vorlesung über Gnade und Prädestination in Anlehnung an Duns Scotus und die ältere Franziskanerschule, die er 1514 unter dem Titel „Chrysopassus“ veröffentlichte. Dabei ging es ihm um das Problem, ob die Menschen durch Gott für Himmel oder Hölle prädestiniert würden oder ob die Prädestinierten dafür durch ihre Handlungen selbst verantwortlich seien. Damit steht die Frage um die Rechtfertigung und um das Heil im Mittelpunkt. Eck plädierte für die uneingeschränkte Freiheit und Gerechtigkeit Gottes: „Gott bestimmt diejenigen zum Heil, von denen er voraussieht, dass sie mit der Gnade mitwirken und in ihr bis zum Lebensende beharren“. Damit vertrat er eine Position, die auch die späteren Reformatoren nicht ablehnen würden.

III. Das Lob der Universität Ingolstadt

Dem jungen Professor gefiel es offenbar sehr gut in Bayern und besonders in Ingolstadt. In den „Chrysopassus“ integrierte er in seinem Widmungsbrief an die bayerischen Herzöge ein Loblied auf das Land und die Stadt, das wir hier

in deutscher Übersetzung zitieren: „Das herzogliche Territorium selbst steht in höchster Blüte, bewässert von sehr bemerkenswerten Flüssen. Bayern durchströmen nämlich die Isar, die Vils, der Inn, die Salzach, der Lech und die Donau, der größte aller Flüsse Europas. Wenn auch der klassische Autor STRABO Noricum eine Einöde genannt hat, so widerspreche ich nicht seiner Meinung, dass es zu seiner Zeit so gewesen sein kann. Dennoch war Noricum sehr kultiviert, wie AENEAS SYLVIUS schreibt, und besitzt große und aufstrebende Städte und Adelsitze; wir kennen in ganz Europa keine, die sie an Glanz übertreffen könnten. Bayern besitzt fruchtbaren Ackerboden, der an den Abhängen der Donau auch Wein wachsen lässt; es hat Vieh in Hülle und Fülle, ist überreich an Salz und Eisen, Güter, die nach ganz Deutschland, Böhmen und Ungarn ausgeliefert werden. Hoch ist die Einwohnerzahl, man treibt regen Handel, wird durch starke wehrhafte Burgen geschützt und prächtige mit großem Aufwand errichtete Kirchen bilden eine edle Zierde für ihr Land.

Und damit dem berühmten Herzogtum Bayern nicht irgendetwas fehle, meinen die erlauchten Herzöge in kluger Voraussicht, einem jeden guten Fürsten gereiche es zum Ruhm, eine Universität zu haben, und zwar in der blühenden Stadt Ingolstadt mit ihrer milden Luft, ihrer lieblichen Lage, die alles im Überfluss besaß, was zum Studieren nötig ist: und so errichteten sie an den Ufern der fischreichen Donau eine Hochschule, wohin aus allen Teilen Deutschlands die Studenten zum Studium der Artes und der guten Sitten und um die Schätze des Wissens in sich aufzunehmen, begierig strömen sollten. Und da es ein Merkmal eines blühenden Gemeinwesens ist, wie SYMMACHUS sagt, die Lehrer der Wissenschaften mit üppigem Gehalt auszustatten, haben die freigebigen Fürsten für die Doktoren der himmlischen und der irdischen Weisheit durch sehr reiche Dotationen aus ihrem Grundbesitz für äußerst großzügige Entlohnung überreich und freigebig gesorgt. So entstand unsere so blühende und ruhmvolle Hochschule mit der vielseitigen Gelehrsamkeit ihrer in allen Wissenschaften beschlagenen Professoren, um mit allen übrigen Hochschulen in Deutschland um den Vorrang zu streiten und hinter keiner zurückzustehen.“

In dieser frühen Phase des Wirkens Ecks in Ingolstadt setzte eine Universitätsreform ein, für die sich besonders der Rat Herzog Wilhelms IV. von Bayern, Dr. Leonhard von Eck (1480-1550), engagierte. Dieser einflussreiche, aus dem bayerischen Beamtenadel stammende Jurist leitete die bayerische Politik nahezu während der gesamten Regierungszeit Herzog Wilhelm IV. (1508-1549), darf aber nicht mit dem mit ihm nicht verwandten Johannes Eck verwechselt werden. Die Inhalte der Lehre wurden mit einer Erneuerung der Scholastik reformiert, in formaler Hinsicht wurden nun die durch den Buchdruck ermöglichten modernen Lehrmethoden berücksichtigt. Dies bedeutete eine Abwendung von der reinen Vorlesung hin zu Lektürekursen. Professor Johannes Eck wurde beauftragt, für die Artistenfakultät geeignete Texte herauszugeben und knapp zu erläutern. Deshalb verfasste er Kommentare zur Logik des Petrus Hispanus und zu den Hauptwerken des Aristoteles. Er setzte sich aber auch mit der Schrift und mit den Schriften des Augustinus und verschiedener Neuplatoniker auseinander. So konnte er einen Mittelweg zwischen „via antiqua“ und „via moderna“ entwickeln. Vom Jahreshende 1519 bis 1521 nahm er den berühmten Humanisten und Hebraisten Johannes Reuchlin



Foto: Raymund Fobes

Der Direktor des Diözesanbildungswerkes Eichstätt, Dr. Ludwig Brandl, sprach am Anfang der Tagung ein Grußwort.

(1455-1522) in Ingolstadt auf, der dort eine Professur für Hebräisch erhielt.

IV. Der Beginn der Auseinandersetzung mit Martin Luther

Johannes Eck war ein bedeutender und geachteter Wissenschaftler, der mit den Augsburger und Nürnberger Humanisten in gelehrtem Austausch stand. Auf die Vermittlung des Nürnberger Ratskonsulenten Christoph Scheurl stand Eck zunächst in Briefkontakt mit dem Wittenberger Theologieprofessor Martin Luther. Allerdings brach der Konflikt nach der Verkündigung von dessen Ablassthesen im Oktober 1517 auf, die ihm dieser zugesandt hatte. Eck verfasste auf den Wunsch des Eichstätter Bischofs Gabriel von Eyb nur für diesen persönlich bestimmte Anmerkungen zu 18 kritisierten Thesen Luthers. Diese spielte der Cousin des Bischofs und Augsburger sowie Eichstätter Domherr Bernhard Adelman von Adelmanfelden (1459-1523) Luther zu, der die Anmerkungen sehr unfreundlich aufnahm. Er reagierte mit den teils grobianischen „Asterisci Lutheri adversus obelisci Ecii“. Diese ließ er Eck zukommen, den er dabei persönlich verunglimpfte. Schon hier ging es um die unterschiedliche Auffassung von der göttlichen Gnade.

Jedenfalls setzte nun eine Auseinandersetzung ein, die für das weitere Leben Ecks und sein theologisches Schaffen bestimmend werden sollte. Ihren ersten Höhepunkt fand sie bei der Leipziger Disputation von 1519 (27. Juni bis 16. Juli). Zunächst hatte Andreas Bodenstein genannt Karlstadt (1486-1541) über 100 Thesen gegen Eck veröffentlicht, der darauf eine Disputation anregte, in deren Vorfeld weitere Thesen und Invektiven ausgetauscht wurden. Bei der öffentlichen Disputation auf der Pleißenburg in Leipzig brachte Professor Eck Martin Luther dazu, den Primat des Papstes zu bestreiten, die Unfehlbarkeit der Konzilien anzuzweifeln und überhaupt ein verbindliches kirchliches Lehramt zu leugnen. Eck zwang Luther zu dogmatischer Eindeutigkeit, der in der Folge das „Sola scriptura“-Prinzip aufstellte. Damit hatte dieser die Bahn eines Kirchenreformers verlassen und trat für eine neue Struktur der Kirche ein. Eck interpretierte Luthers Anschauungen als Angriff auf die Einheit der Kirche. Dieser Sieg Ecks in Leipzig förderte nachhaltig den reformatorischen

Klärungsprozess und wirkte somit für die Kirchenspaltung zumindest beschleunigend.

In rascher Folge verfasste Eck nach Leipzig mehrere Schriften gegen Luther, konsequenterweise zunächst eine Verteidigung des petrinischen Primats: „De primatu Petri adversus Ludderum“, erschienen Ingolstadt 1520 und Paris 1521. Dabei stützte er sich für seine Argumentation weniger auf die Werke der Scholastik als auf die Heilige Schrift, die Konzilien und die Kirchenväter. Er wollte den Schriftbeweis erbringen, dass Christus Petrus als seinen Stellvertreter und als Haupt der Kirche eingesetzt habe. Außerdem kritisierte er die Bischöfe wegen ihrer mangelnden theologischen Bildung und Nachlässigkeit bei der Verteidigung des Glaubens, was zu seinem später teilweise gespannten Verhältnis zu den Reichsbischöfen beigetragen haben mag.

Im Frühjahr 1520 reiste Johannes Eck erstmals nach Rom, um die päpstliche Kurie über die aktuellen Entwicklungen in Deutschland zu informieren und wohl auch auf ein schärferes Vorgehen gegen die Wittenberger zu dringen. Dabei überreichte er Papst Leo X. (reg. 1513-1521) das Manuskript seines Werkes „De Primatu Petri“. Der Papst hatte bereits Kommissionen eingesetzt, um die Irrtümer und Häresien in Luthers Schriften aufzudecken. Ende April wurde Eck in eine Kommission mit zwei Kardinälen und Theologen berufen, welche die Bulle gegen die Thesen Luthers vorbereiten sollte. Dazu war er durch seine Sachkenntnis qualifiziert und wirkte deshalb auch maßgeblich an der Abfassung des Textes mit.

Von Rom kam Eck mit der päpstlichen Bulle „Exsurge Domine“ vom 15. Juni 1520 zurück. Der Papst hatte ihm gemeinsam mit Hieronymus Aleander (1480-1542) die Aufgabe übertragen, für ihre Publikation in Deutschland zu sorgen. Eck und Aleander erhielten die Erlaubnis, die Namen weiterer Personen in die Bannandrohungsbulle aufzunehmen. Eck ließ mit den Nürnberger Humanisten Lazarus Spengler (1479-1534) und Willibald Pirckheimer sowie mit dem Domherrn Bernhard Adelman persönliche Gegner mit dem Bann bedrohen. Die Publikation der Bulle gestaltete sich allerdings als sehr schwierig. Die meisten Reichsbischöfe verweigerten zunächst die Veröffentlichung der Bannandrohung, weil sie dadurch wie etwa der Freisinger Bischof

Aufbruch und Empörung befürchteten. Auch der Eichstätter Bischof beklagte sich über das kompromisslose Vorgehen Ecks und dessen mögliche Folgen für die Reichskirche. Gabriel von Eyb ließ aber doch unter dem Einfluss Ecks die Bannbulle als erster deutscher Bischof in der Universität Ingolstadt verkünden, erst im folgenden Jahr auch in allen Pfarreien der Diözese. Eck forderte den zunächst zögernden Senat der Universität zur Publikation der Bulle auf. Tatsächlich wurde sie am 29. Oktober 1520 im Großen Saal vor der versammelten Universität auf Anordnung von Eck und nach einer Einleitung des Kirchenrechtlers Georg Hauer (um 1484-1536) laut durch einen Notar verlesen. Im Anschluss ließ sie Eck noch in seiner Pfarrkirche St. Moriz verkünden, Georg Hauer verlas sie in seiner Pfarrkirche „Unserer Lieben Frau“. Dabei hat es auch in Ingolstadt durchaus Sympathien für die Reformation gegeben. Das zögernde Vorgehen der Reichsbischöfe ließ Eck stärker auf die Politik setzen, für ihn bedeutete nun „die Stärkung der Kirchenhoheit der Herzöge von Bayern ... eine Sicherung gegen die Unzuverlässigkeit des Episkopates.“

V. Die bayerische Kirchenpolitik

Auch in Bayern traten Sympathisanten Martin Luthers und evangelische Gläubige auf. Die bayerischen Herzöge reagierten zunächst zögernd, weil sie in Luther anfänglich den Kirchenreformer sahen. Am 11. März 1521 wandte sich Herzog Wilhelm IV. an die bayerischen Bischöfe, wegen der bevorstehenden Verhandlungen mit Luther in Worms gegen dessen Anschauungen nicht weiter vorzugehen – „das si ... auf den canzlen mit predigen ... Lutterschriften und puechlein halber gemacht thun“. Der Herzog wollte auch Eck beeinflussen, die Veröffentlichung der Bulle „Exsurge Domine“ auszusetzen, der sich dagegen aber auf den päpstlichen Willen berief. Eck bemühte sich, auch den neugewählten Kaiser Karl V. (1519-1556, †1558) zum Einschreiten gegen Luther zu ermahnen. Tatsächlich wurden die Lehren Luthers auf dem Wormser Reichstag 1521 verurteilt und mit dem Wormser Edikt vom 8. Mai die Reichsacht über ihn verhängt und die Verbreitung seiner Schriften verboten.

Auf der Grünwalder Konferenz vom 10. Februar 1522 einigten sich die bayerischen Herzöge Wilhelm IV. und Ludwig X. (1514-1545) auf die Grundlinien ihrer Religionspolitik: Ablehnung der Reformation Luthers bei gleichzeitiger Umsetzung eines Reformprogramms mit staatskirchlichen Mitteln und die Forderung zur Einberufung eines geistlichen Reformkonvents. Auch Johannes Eck bemühte sich, in Bayern die Wormser Beschlüsse konsequent umzusetzen. Im Februar 1522 besprach er sich darüber mit dem Ingolstädter Kollegen, namentlich dem Juristen Franz Burckhard (1482-1539) und dem Kanonisten Georg Hauer, die sich mit diesem Anliegen an den einflussreichen herzoglichen Rat Leonhard von Eck wandten. Damit regten sie den Erlass des ersten bayerischen Religionsmandats von 1522 an, das sich auf die Bulle „Exsurge Domine“ und das Wormser Edikt stützte. Leonhard von Eck hatte den Text aufgrund ihrer Vorarbeiten entworfen. Da eine Reihe der von Luther vertretenen theologischen Positionen von Papst und Kardinälen verworfen worden sei und sein Wirken, besonders die beliebige Auslegung des Evangeliums, zur Zerrüttung von göttlicher und menschlicher Ordnung führe, forderten die Herzöge die Untertanen zum Festhalten am alten Glauben auf. Seitdem unterdrückten sie die Verbreitung der Anschauungen Luthers wie die Gemeindebildung seiner

Anhänger in Bayern. Politische Gesichtspunkte spielten eine Rolle, die Wahrung der landesfürstlichen Hoheit nach innen gegenüber dem Adel wie die Anlehnung an die kaiserliche Religionspolitik, aber auch die individuelle Glaubensüberzeugung.

Die Verbindung staatlichen Glaubenszwanges mit obrigkeitlichen Reformmaßnahmen blieb konstitutiv für die Geschichte Bayerns im konfessionellen Zeitalter. Ende Mai 1522 wurde in der salzburgischen Exklave Mühldorf am Inn ein Reformkonvent für die Kirchenprovinz abgehalten. Die Synode beschloss neben einer Generalvisitation das Einschreiten gegen häretische Geistliche und lutherische Druckereien. Die bayerischen Herzöge beschränkten den Weg der engen Zusammenarbeit mit dem Papsttum, um so einen Ausbau ihrer Kirchenhoheitsrechte zu erreichen. Eck verhandelte in ihrem Auftrag bei seinem dritten Romaufenthalt vom März bis Dezember 1523 mit den Päpsten Hadrian VI. (1522-1523) und Clemens VII. (1523-1534). Er hatte zwölf Denkschriften zur Kirchenreform verfasst, in denen er sich mit Kritik an der Kurie nicht zurückhielt und Fehlentwicklungen im Ablass- und Benefizienwesen brandmarkte. Dabei betonte er, dass eine bloße Bekämpfung der Reformatoren wirkungslos bliebe, wenn diese nicht mit der inneren Reform der Kirche verbunden würde. Deshalb entwickelte er ein positives Reformprogramm für die Kirche. Eck unterstrich, dass sich die Fürsten von Bayern immer so katholisch verhalten hätten wie kein Bischof dieser Kirchenprovinz. Für seine Auftraggeber wirkte er erfolgreich an der Kurie, so erhielt er mehrere einträgliche Privilegien für Bayern: die Erhebung einer „Türkenquint“ (ein Fünftel der geistlichen Einkünfte), die Ausübung der Strafgerichtsbarkeit über den Klerus und die Nominationsrechte für eine Vielzahl von Pfründen. Außerdem verbesserte der Papst die finanzielle Ausstattung der Universität Ingolstadt. Eck hatte für sie das Recht erwirkt, Theologieprofessuren auf jeweils ein Kanonikat der bayerischen Domkapitel mit Ausnahme Salzburgs zu präsentieren.

Die Festlegung Bayerns auf die Bewahrung des katholischen Glaubens wurde zunehmend zum Movers der gesamten Politik. Im Zusammenhang mit der Reformpolitik sind repressive und konstruktive Maßnahmen zu unterscheiden. Erstere beruhten vor allem auf dem zweiten Religionsmandat vom 2. Oktober 1524, das durch das Anwachen der evangelischen Bewegung im Herzogtum ausgelöst wurde. Die verurteilten Lehren und das strafwürdige Verhalten waren hier festgehalten, eine Zensur für alle Druckwerke wurde eingeführt und die Rückkehr der bayerischen Studenten aus Wittenberg angeordnet. Außerdem wurden zur Kontrolle seit 1524 periodische Visitationen durchgeführt. Nach 1524 verschärfte sich das Vorgehen, 1527 kam es in Bayern sogar zu drei Hinrichtungen, dann konzentrierte sich die Verfolgung auf die Wiedertäufer. Das harte Vorgehen gegen diese, das etwa 80 bis 100 Todesopfer forderte, hatte mit der Angst der Regierung vor dem Bauernkrieg vergleichbaren sozialen Unruhen zu tun, die man im Keim ersticken wollte. Auch Johannes Eck zeigte Angst vor einem Aufbruch.

VI. Die Bedeutung Ecks für die Festigung der katholischen Theologie

Auf katholischer Seite bemühte sich eine Reihe von Theologen, die kirchliche Lehre in apologetischen Werken gegen die Angriffe Martin Luthers zu verteidigen. Sie mussten berechnete Anliegen der Reformatoren aufnehmen,

Irrtümer aufzeigen und eine eigenständige Darstellung der katholischen Positionen erarbeiten. Viele Gelehrte, die sich in den Dienst der Verteidigung des katholischen Glaubens stellten, waren aber keine Theologen, sondern Humanisten oder praktische Seelsorger. Johannes Eck vereinigte alle diese Eigenschaften, er war sowohl ein profilierter und humanistisch gebildeter Theologe wie auch ein erfahrener Seelsorger von großer Arbeitskraft. Dies qualifizierte ihn zur Abfassung kontroverstheologischer Schriften. So verfasste er mit dem „Enchiridion locorum communium adversus Lutherum“, das 121 Auflagen und Übersetzungen erfuhr, das am weitesten verbreitete Werk der katholischen Theologie des 16. Jahrhunderts. Im Zentrum dieser Auseinandersetzung mit Luther steht die Lehre von der Kirche. Eck stellte dazu Schrift- und Väterbeweise gegen die Einwände der Reformatoren zusammen.

Johannes Eck gewann nun verstärkt internationale Bedeutung über das Reich hinaus. Im August 1525 wurde er in England von König Heinrich VIII. (reg. 1509-1547) ehrenvoll empfangen, dem er bei dieser Gelegenheit das diesem gewidmete „Enchiridion locorum communium“ überreichte. Im folgenden Jahr verfasste Eck eine Verteidigung des Messopfers „De sacrificio Missae“, Augsburg 1526, doch musste er die Druckkosten selbst bezuschussen.

Von großer Bedeutung wurde Ecks Wirken auf dem Augsburger Reichstag 1530. Im Vorfeld hatten die bayerischen Herzöge die Universität Ingolstadt aufgefordert, eine Liste der verschiedenen protestantischen Häresien aufzustellen. Eck trug darauf rasch einen allerdings wenig systematischen Katalog der Irrtümer der Lutheraner, Zwinglianer und Schwärmer in 404 Artikeln zusammen. Seine Absicht war dabei, die Protestanten insgesamt als Häretiker und als Einheit darzustellen und dadurch ihren obrigkeitseindlichen Charakter zu betonen. Darauf formulierte Philipp Melancthon (1517-1560) die evangelische Gegenposition und stimmte diese mit Martin Luther ab. Das Augsburger Bekenntnis legt in 28 Artikeln das protestantische Glaubensverständnis dar. Als Zeichen der kirchlichen Einheit postuliert sie die Übereinstimmung in zentralen Punkten der Lehre des Evangeliums, während bei den kirchlichen Bräuchen, wozu die Sakramentspendung gerechnet wird, Vielfalt walten könne. Darauf erarbeitete eine katholische Theologenkommission unter dem ehemaligen Konstanzer Generalvikar Johann Fabri (1478-1541) und gestützt auf die Vorarbeiten Ecks eine ausführliche Gegendarstellung. Diese „Catholica Responsio“ war allerdings für den Kaiser und die Mehrheit der Reichsstände zu polemisch und zu lang geraten, sodass die katholischen Theologen nunmehr unter der Leitung Ecks einen knapperen Text erstellen mussten. Die wesentlich von Eck verfasste Wiederlegung argumentiert auf der Basis der Schrift und bemüht sich um die Aufzeigung von Gemeinsamkeiten mit den Reformatoren, weist aber auch auf deren Defizite etwa hinsichtlich der Sakramenten- und der Rechtfertigungslehre hin. Während sich die Parteien über die Lehrartikel teilweise einigen konnten, dauerte der Streit über Laienkelch, Zölibat und Ordensgelübde an. Als die Protestanten aber ihre Annahme ablehnten, war der Versuch gescheitert, mit einer kaiserlichen Entscheidung die Glaubensfrage zu klären.

Nachdem beim Augsburger Reichstag von 1530 die bekenntnismäßigen Unterschiede der Konfessionen festgeschrieben worden waren, erließen die bayerischen Herzöge am 19. Mai 1531 ein drittes Religionsmandat, mit dem

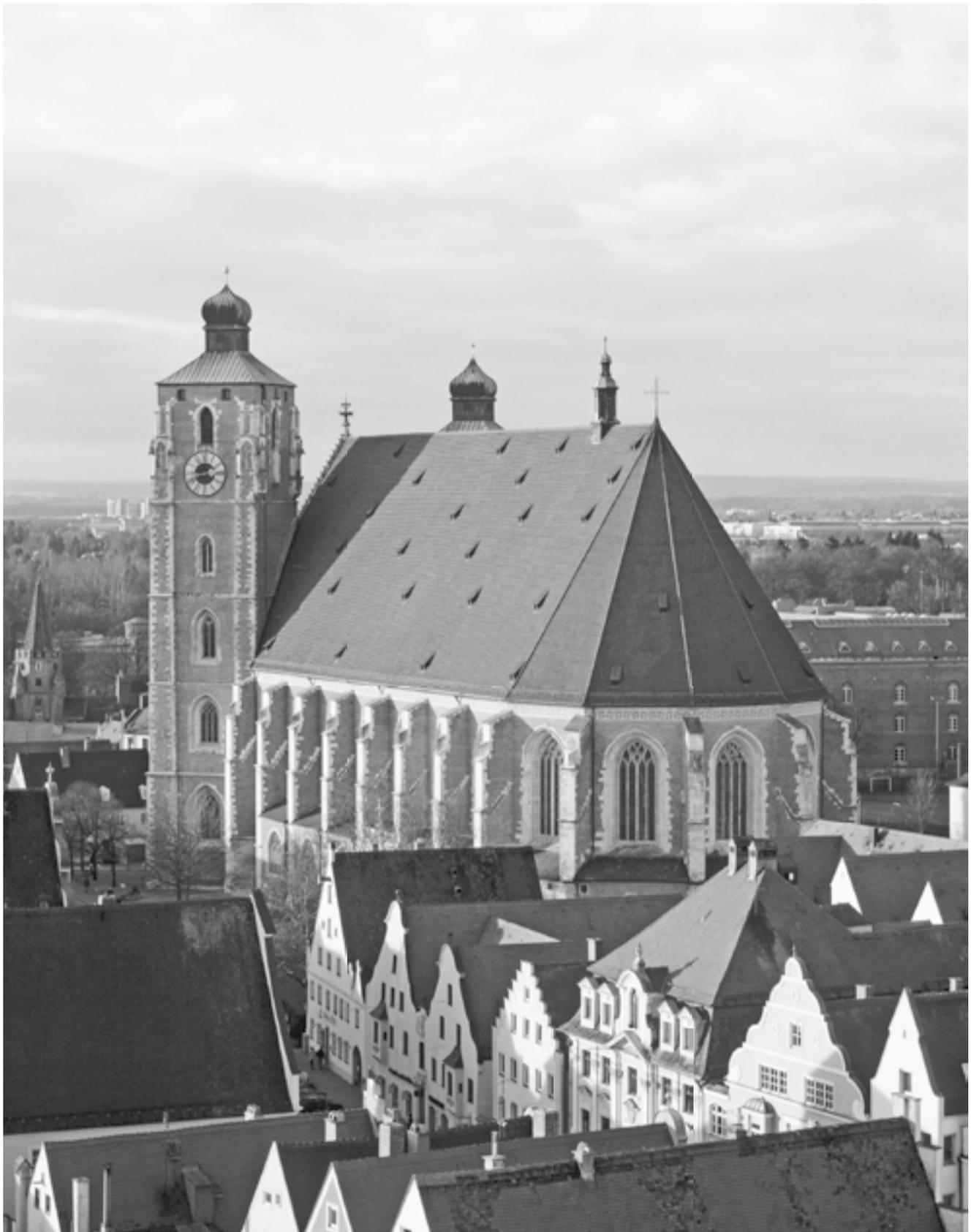


Foto: akg-images

Der Blick von Südosten auf das Ingolstädter Liebfrauenmünster.

der Augsburger Reichsabschied umgesetzt wurde. Damit wurde die Religionsausübung aus altgläubiger Sicht definiert. Alle von der überlieferten katholischen Lehre abweichenden Thesen wurden verboten, gleichzeitig aber auch die Abstellung von Missbräuchen in der Kirche angeordnet.

Professor Eck beteiligte sich weiterhin an den zeitgenössischen Religionsgesprächen, so nahm er an den Hagenauer (1540), Wormser (1540/41) und Regensburger Diskussionen (1541) teil. Auch die bayerischen Herzöge waren teilweise persönlich anwesend. Hier verfochten sie wieder einen harten Kurs, der Kompromisse mit den Protestanten ablehnte. Sie forderten den Zusammenhalt der Katholiken und die Einberufung eines allgemeinen Konzils. Zusammenfassend lässt sich diese Haltung in

einem Ausschnitt ihrer Instruktion für die Gesandten zum Wormser Religionsgespräch, an deren Spitze Protonotar Johannes Eck stand: „und sonderlich das unser heiliger glaub in den götlichn und heiligen geschrifften, dergleichen durch die heiligen concilien und der allten cristlichen lerer ausslegung dermassen gegruendt, das von unnöten ist denselben in weitem zweiffel und disputation zu stellen.“

VII. Ausklang und Neuanfang

Während seiner gesamten Zeit als Professor in Ingolstadt hatte Johannes Eck die dortige Theologische Fakultät entscheidend geprägt und ihr Gewicht verliehen. Am 10. Februar 1543 starb Johannes Eck in Ingolstadt, wo er im Liebfrauenmünster beigesetzt wurde.

Mit den Worten von Rainer A. Müller hatte sich die Universität Ingolstadt in seiner Ägide zur Vorkämpferin des Katholizismus und zum Antipoden Wittenbergs entwickelt: „Die Alma mater war gleichsam wissenschaftlich-theologischer Exponent der bayerischen Kirchenpolitik.“ Diese Bedeutung wird auch dadurch unterstrichen, dass nach seinem Tode „die einstmals im ganzen Reich berühmte theologische Fakultät von Ingolstadt nur mehr ein Schatten ihrer selbst“ war. Erst mit der Berufung der ersten Jesuiten 1549, der Stiftung eines Kollegs 1556 und schließlich der dauerhaften Übernahme der theologischen Lehrstühle erhielt die Universität wieder Bedeutung und entwickelte sich zu dem wohl wichtigsten Zentrum der katholischen Reform weit über die bayerischen Grenzen hinaus. □

Praktischer Weisheit nach-denken. Johannes Eck als Protagonist einer praxisorientierten Wirtschaftsethik

André Habisch

I. Zur Person von Eck

Der junge Kleriker Johann Meier aus Egg an der Günz, der am 13. November 1486 als Sohn eines einfachen Dorfamtmannes geboren wird und bei seinem Onkel – einem Rottenburger Pfarrer – aufwächst, macht in der spätmittelalterlichen Gesellschaft rasant Karriere. Nach Studien der Theologie und Philosophie, aber auch der Rechts- und Naturwissenschaften an den führenden deutschen Universitäten der Zeit – Heidelberg, Tübingen, Köln, Freiburg/Breisgau – kann er im Alter von 22 Jahren in Freiburg promovieren. Zwei Jahre später tritt er durch eine Empfehlung des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger (1465-1547) seine Professur an der Universität Ingolstadt (gegründet als Bayrische Landesuniversität 1472) an. Eine derartige berufliche Entwicklung wäre unter modernen Bedingungen trotz meritokratischer Selektion („die Besten setzen sich durch“) und sozialer Mobilität sicher wesentlich langwieriger gewesen. Eck wird zudem als einziger Nichtadelliger in das Eichstätter Domkapitel aufgenommen. An diesem Fall zeigt sich also wie schon bei dem illegitimen Priestersohn Erasmus von Rotterdam einmal mehr die Rolle der Kirche – neben dem Heer – als einzige Bastion sozialer Mobilität, in der dem fähigen Kopf ein rasanter sozialer Aufstieg möglich ist.

Ein Resultat dieser Herkunft ist die Volksverbundenheit und Praxisorientierung, die das Werk des jungen Professors prägen sollte. Anders, als viele Akademiker seiner Zeit, ist er nicht in der abgeschotteten Welt der adeligen Großgrundbesitzer herangewachsen, sondern mitten in der in rasantem Umbruch befindlichen Bürgergesellschaft seiner Zeit. Charakterisiert wird diese durch den schwäbisch-vorderösterreichischen Frühhumanismus in den jungen Universitätsstädten wie Augsburg, Tübingen, Heidelberg und Freiburg. Persönliche Beziehungen zu allen diesen Zentren markieren kürzere oder längere Stationen seines Lebensweges. Schon früh in seiner akademischen Karriere nimmt er sich eines viel diskutierten „heißen Eisens“ seines gesellschaftlichen Umfelds an, das Ausdruck einer zunehmenden Spannung zwischen überkommener Wirtschaftsmoral auf der einen Seite und sich rasch entwickelnder wirtschaftlicher Investitionspraxis auf der anderen war: dem kanonischen Zinsverbot. Als heutiger theologischer Sozialethiker schaut man dabei wiederum neidisch auf die Kompetenzvermutung, die einem Theologen dieser Zeit entgegengebracht wird. Worum genau ging es bei Eck?

II. Zur Vorgeschichte: das Kanonische Zinsverbot

Das kanonische Zinsverbot wurzelt in der hebräischen Bibel. Im Bundesbuch und im Heiligkeitgesetz finden sich die entscheidenden Verse, die zugleich den Sitz im Leben dieser Anweisung deutlich werden lassen: „Falls du (einem aus) meinem Volk, dem Elenden bei dir, Geld leihst, dann sei gegen ihn nicht wie ein Gläubiger; ihr sollt ihm



Prof. Dr. André Habisch, Inhaber des Lehrstuhls für Christliche Sozialethik und Gesellschaftspolitik, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

keinen Zins auferlegen“ (Ex 22,24) und „wenn dein Bruder verarmt und seine Hand neben dir wankend wird, dann sollst du ihn unterstützen wie den Fremden und Beisassen, damit er neben dir leben kann. Du sollst nicht Zins von ihm nehmen und sollst dich fürchten vor deinem Gott, damit dein Bruder neben dir lebt. Dein Geld sollst du ihm nicht gegen Zins geben, und deine Nahrungsmittel sollst du nicht gegen Aufschlag geben“ (Lev 25, 36f). „Du sollst deinem Bruder keinen Zins auferlegen, Zins für Geld, Zins für Speise, Zins für irgendeine Sache, die man gegen Zins ausleiht“ (Dtn 23,20).

Hier ist nicht primär von sozialer Gerechtigkeit oder der Gestaltung einer Wirtschaftsordnung, sondern von Armenfürsorge („Sozialpolitik“) die Rede. Im Kontext einer feudalen Agrargesellschaft, die nur sehr begrenzt Möglichkeiten zum Sparen oder Investieren kennt, ist der Sitz im Leben von Zinszahlungen bestimmt durch die Hilfe für In-Not-Geratenen, die Krisenintervention. In diesem Kontext stellt aber eine Zinszahlung faktisch eine Umverteilung von Arm zu Reich, vom In-Not-Geratenen zum Vermögensbesitzer oder doch Wohlhabenden dar, der als einziger auf etwas verzichten kann. Das altbabylonische Recht kennt kein Zinsverbot, Geld und Zinsen sind für die Babylonier und folglich auch die mit ihnen Handel treibenden Völker selbstverständlich, wie der Kodex Hammurabi von 1750 v. Chr. als ältestes Gesetzbuch der Welt eindeutig belegt.

Im Kontrast dazu spricht aus den genannten Stellen jener sozialkritische Solidaritätsimperativ des biblischen Bundesgedankens, wie er auch in der Botschaft der Propheten Amos oder Jesaja zur Sprache kommt. Traditionsgeschichtlich einflussreich ist auch die in Lk 6,33-35 überlieferte Forderung Jesu geworden: „Und wenn ihr nur denen Gutes tut, die euch Gutes tun, welchen Dank wollt ihr dafür erwarten?

Das tun auch die Sünder. Und wenn ihr nur denen etwas leiht, von denen ihr es zurückzubekommen hofft, welchen Dank wollt ihr dafür? Auch die Sünder leihen Sündern in der Hoffnung, alles zurückzubekommen. Ihr aber sollt eure Feinde lieben und Gutes tun und leihen, auch wo ihr nichts dafür erhoffen könnt.“ Kontext ist auch hier ganz offensichtlich nicht die Frage der richtigen Gestaltung einer Wirtschaftsordnung; vielmehr richtet sich die Forderung an die Jüngergemeinde, die das eschatologische Israel (basileia tou theou) in der Geschichte präfiguriert. Vielleicht ist dieser Kontext der Stelle auch der Grund dafür, dass sich das Zinsverbot bei seiner ersten Erwähnung in den frühchristlichen Synoden (wie etwa der Synode von Elvira 304) zunächst nur an Kleriker richtet.

Systematischer und grundlegender formuliert taucht das Zinsverbot in der kanonischen Rechtstradition mit der Kodifizierung und Systematisierung des kirchlichen Rechts im 12. Jahrhundert auf, etwa auf dem 2. Laterankonzil 1139 im Decretum Gratiani. Der Kamaldulensermonch Gratian sammelt und systematisiert mit seiner Rechtsschule im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts im Studio di Bologna aus verschiedenen Rechtsquellen (römisches Recht, Bibel, Dekretalen der Päpste sowie Konzils- und Synodenakten) einen dem römischen Corpus Juris civilis vergleichbaren Corpus Juris canonici: eine „concordia discordantium canonum“. Mithin ist die Wiederentdeckung und Dekretierung des Zinsverbots gleichursprünglich mit der Europäischen Universität, die sich um diese Zeit aus der Rechtsschule von Bologna heraus entwickelte. Kirchenamtlich autorisiert wurde es durch Papst Innozenz III. 1215 sowie auf dem Konzil von Vienne 1311.

Theologisch-philosophisch systematisiert findet sich das Zinsverbot bei Thomas von Aquin. Die Scholastik unterscheidet zwischen „usura“ (unzulässiger Wucher) und gerechtfertigtem „interesse“ als Ausgleich für entgangenen Vorteil, erlittenen Schaden oder drohenden Kapitalverlust. Demgegenüber galten der Rentenkauf – also der Erwerb eines Rechtsanspruchs auf eine regelmäßige Zahlung (etwa aus Nutzung von Grundstücken oder Häusern) durch eine einmalige Zahlung – und die Darlehensgesellschaft als weit verbreitete Ausnahmen. Thomas von Aquin entdeckt auch das Aristotelische Konzept von der „Unfruchtbarkeit des Geldes“ für Europa wieder, das die biblischen Gebote scheinbar philosophisch untermauert. Steht die Dominikanertradition mithin mehrheitlich für ein Plädoyer zur Durchsetzung des Zinsverbotes, so wurde dies von den Franziskanern kritisiert. Philosophisch-theologisch sind hier nominalistische Autoren wie Petrus Olivi sowie Bernhard von Siena (vor allem in seinen Predigten) und Antonius von Florenz zu nennen.

In praktischer Hinsicht waren es die ersten Mikrofinanzinstitutionen, die Montes Pietatis, die das Zinsverbot durchlöchernten. Ähnlich wie ihre modernen Nachfolger setzen die Montes am Problem des fehlenden Finanzmarktzugangs der Armen an: Diese waren von jeglicher Möglichkeit des Sparens und Investierens ausgeschlossen und sahen sich elementaren Lebensrisiken schutzlos ausgeliefert. Sie konnten im erstmals 1584 in Perugia gegründeten Mons Pietatis gegen eine Zinszahlung von circa 10-15 Prozent einen Kleinkredit erhalten. Die Zinszahlung war nötig, um den Kapitalerhalt – und damit die permanente Unterstützung der Armen – zu gewährleisten und die hohen Verwaltungskosten zu tragen. Die 1472 als Monte di Pietà in Siena

gegründete Banca Monte dei Paschi di Siena ist die älteste noch existierende Bank der Welt: gegenwärtig allerdings in Krise geraten. Gegen diese vor allem von Franziskanern in ganz Italien und bald auch in anderen südeuropäischen Ländern verbreiteten Montes richtete sich nun die meist von dominikanischer Seite propagierte Kritik, sie betrieben Wucher und verstießen mithin gegen das Zinsverbot. Die Kritiker mussten allerdings bald verstummen, denn auch das päpstliche Lehramt bestätigte die Montes. Deren argumentativer Vorteil bestand darin, dass sie Zinszahlungen gerade propagierten, um die verzweifelte Lage der Ärmsten der Armen zu verbessern. Sie lehrten mithin, zwischen rein buchstäblicher Gesetzesmoral einerseits und dem Regelungszweck der Besserstellung der Armen zu unterscheiden – und dabei Letzteres gegen Ersteres in Stellung zu bringen.

Akademisch unterminiert schließlich Konrad Summenhart, Professor an der neu gegründeten Universität Tübingen und Lehrer Ecks in seinen Tübinger Jahren, das akademische Lehrgebäude des kanonischen Zinsverbotes. Sein im Jahr 1500 erstmals erschienenen „Septipertitum opus de contractibus pro foro conscientiae et theologico“ stellt die bis dahin kritischste und umfassendste Analyse und Kritik der naturrechtlichen Begründungen des Zinsverbotes dar. Von 25 untersuchten Gründen sieht er nur mehr zwei als gültig an: Er bricht damit radikal mit der bisherigen Zinslehre. Allerdings ist Summenhart letztlich nicht mutig genug, die Konsequenzen seiner Begriffsarbeit für die wirtschaftliche Praxis seiner Zeit zu ziehen. Was er intellektuell in mühsamer Kleinarbeit zerpfückt hat, das richtet er moralisch und zur Aufrechterhaltung der Konvention wieder auf: Gebietet dem Darlehensgeber die Nächstenliebe die Gewährung des Darlehens, so darf er überhaupt keinen Zins nehmen. Er soll auch darauf verzichten, wenn das Zinsnehmen das Ärgernis seiner Mitmenschen erregt oder seinem Leumund schadet: Summenhart startet also als Tiger und landet als Bettvorleger – er bleibt letztlich den Konventionen seiner mittelalterlichen Gesellschaft verhaftet.

III. Zur mittelalterlichen Praxis

In seine epochale Promotionsschrift zu Eck und dem oberdeutschen Zinsstreit von 1997 fügt der protestantische Kirchenhistoriker Johann Peter Wurm ein prägnantes Kapitel „Der Zins in der Praxis“ ein. Er konstatiert: Das Problem der mittelalterlichen Zinsverbote also war die Unfähigkeit, das, was man in der Praxis problemlos zu handhaben wusste, auch theoretisch zu unterscheiden. „Dabei scheint bei den Wirtschaftspraktikern ohnehin, aber auch bei den meisten Theoretikern ein ganz natürliches Empfinden für die Rechtmäßigkeit von Zinsen für produktive Kredite bereits vorhanden gewesen zu sein. Dem kanonischen Zinsverbot und seinen Theoretikern ging es offensichtlich darum, der Ausbeutung und Verelendung der Armen durch Wucherzinsen vorzubeugen und das Kleinkreditgewerbe niederzuhalten. Die Theologen und Juristen der Scholastik dachten jedoch noch ganz in den Kategorien des römischen und kanonischen Rechts. Die jeweils isolierte Betrachtung der einzelnen Kreditverhältnisse ließ sie deren großen Zusammenhang nicht wirklich erkennen“ (Wurm). Wurm leistet hier eine prägnante Rekonstruktion der Ausgangssituation von Eck: Dem Zinsstreit lag aus heutiger Sicht kein moralisches Versagen der Kaufleute und Bankiers, sondern ein analytisches und konzeptuelles Defizit der kanonistischen und

naturrechtlich argumentierenden Sozialethiker seiner Zeit zugrunde. „Der Kampf gegen jegliche Zinsnahme hatte daher gesellschaftliche und moralische Beweggründe. Man besaß noch keinen Kapitalbegriff, konnte sich also keine Wirtschaftssituation denken, in der man ein Darlehen aufnimmt, um damit seine Produktionsmöglichkeiten zu verbessern.“

Allerdings blieben die praktischen Auswirkungen dieser Theoriedefizite lange Zeit vergleichsweise gering. Jüdische Händler waren als Angehörige einer Minderheit vom christlichen Zinsverbot nicht betroffen und füllten die Lücken teilweise aus; zudem fielen moralische Fragen in der harten wirtschaftlichen Praxis der Zeit nicht allzu stark ins Gewicht. Anschaulich zeichnet Wurm die Lage des mittelalterlichen Kaufmanns: „Er musste bestehen und Gewinne erwirtschaften im Konkurrenzkampf mit anderen und angesichts mannigfacher Gefahren und Unwägbarkeiten, ungenauer Maße und Gewichte, unsicherer Verhältnisse, leicht verderblicher Ware usw. Das alles bot zahlreiche Gelegenheiten, aber auch Veranlassung für Manipulationen, denn es galt, eigenen Schaden abzuwenden und Gewinn zu erzielen. Und dieser Gewinn sollte und musste natürlich möglichst hoch sein, verfügte doch die Masse der mittelalterlichen Kaufleute nur über eine geringe Kapitaldecke. Die strikte Einhaltung des von der Kirche errichteten Moralkodex ... konnte sich wohl kein Kaufmann leisten, wollte er erfolgreich sein.“

Wurm weist in diesem Sinne auf die eingeschränkte Wirksamkeit der scholastischen Lehren schon in mittelalterlichen Zeiten hin, so wie es auch Lopez formuliert: „Without minimizing the psychological and practical impact of doctrinal condemnation of interest, I would stress that they were never a major hindrance to the growth of credit institutions. Deep in their hearts, people realized that there was a difference between consumption and business loans.“ Kanonische Rechtsgestalten des Spätmittelalters wird man mithin nicht mit modernem Wirtschaftsrecht verwechseln dürfen. Dazu fehlen einmal entsprechende moderne Institutionen, die Verstöße ahnden und Regeln autoritativ durchsetzen – der Ordnungsrahmen war viel zu locker gespannt. Auch ein entsprechendes juridisches Verpflichtungsethos wird man bei den handelnden Akteuren nicht voraussetzen können. Bemerkenswert ist hier vielmehr, dass das moralische Bewusstsein in der wirtschaftlichen Praxis – sozusagen die Praktische Weisheit der mit der Sache vertrauten Personen – durchaus bereits zwischen konsumtivem und investivem Darlehen zu unterscheiden wusste. „Solange sie sich vom öffentlichen Wucher fernhielten, hatten Kaufmann und Bankier trotz aller zeitgenössischen Polemik nicht um ihre unzweifelhaft hohe gesellschaftliche Stellung zu fürchten, denn nicht eigentlich gegen sie und ihre Kreditoperationen, ... war die ursprüngliche ... Idee des kirchlichen Zinsverbots gerichtet“ (Wurm).

All das heißt nun allerdings nicht, dass das kanonische Zinsverbot völlig folgenlos geblieben wäre; es manifestierte sich zunächst als Belastung des persönlichen Gewissens der Investoren. Im Kontext einer gerade im Spätmittelalter weit verbreiteten Heilsangst – die ja auch für die Reformationsdynamik eine wichtige Rolle spielen sollte – ist die kirchliche Sündenlehre durchaus von Relevanz. Oder in den Worten von Wurm: „Eventuelle eigene Zweifel hatten Kaufmann und Bankier vor ihrem Gewissen zu verantworten. Und tatsächlich sind ihre zahlreichen frommen Stiftungen in Spätmittelalter und Re-



Foto: akg-images

Der nicht datierte Kupferstich zeigt Johannes Eck (1486 bis 1543).

naissance nicht selten beredte Zeugen solcher Gewissenskonflikte.“

Im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert steigerte nun die wirtschaftliche Dynamik diesen Druck. Denn zusammen mit der zunehmenden Diskriminierung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung als klassischem Träger des Finanzgeschäfts boten sich zusätzliche wirtschaftliche Chancen für Großkaufleute und Bankiers. Nicht angepasste sozialetische Ethosgestalten wirkten sich dann zunehmend entwicklungs-hemmend aus und steigerten den moralischen Druck bei den entsprechenden Akteuren.

IV. Das Gutachten „Consilium in casu quinque de centenario“

In dieser Situation verfasst der junge Professor Johannes Eck sein Gutachten zum Zinsverbot. Es geht wohl auf eine

Initiative aus Augsburger Finanzkreisen zurück – womöglich auf Jakob Fugger den Reichen selber. Warum hatte dieser an einer öffentlichen Disputation der Zinsfrage Interesse? Die „Ulrich Fugger & Gebrüder“ Handelsgesellschaft bestand seit Anfang des 16. Jahrhunderts zu großen Teilen aus Einlagen der hohen Geistlichkeit, insbesondere des Kardinals Melchior von Meckau, Bischof von Brixen. Weil dieser wegen des Zinsverbots seine Kapitalien nicht mit Gewinn anlegen durfte, wick er in Depo-siten der Handelsgesellschaft aus, was allerdings kirchenrechtlich ebenfalls zu beanstanden war.

Ecks Gutachten ging ein Vorgängerdokument des Augsburger Domkapitulars Sebastian Ilsung von 1513 voraus. Wichtig ist, dass auch er dabei – wie schon sein Tübinger Lehrer Summenhart – nicht über die scholastische Methodik seiner Zeit hinausging. Vielmehr

unterscheidet er zwischen problematischen und unproblematischen Vertragstypen. Ein Beispiel für letzteren stellte nach Ilsung und Eck der „Contractus Trinus“ dar. Dabei handelt es sich um eine gedankliche Kopplung des Darlehensvertrages mit zwei Versicherungsverträgen. Im ersten Schritt erwirbt man eine Beteiligung an einem Unternehmen und umgeht das direkte Verleihen von Kapital. Der erste Vertrag wird im zweiten Schritt mit einer Versicherung über einen definierten erwarteten Ertrag zum Beispiel in Höhe von 5 Prozent gekoppelt. Abgeschlossen wird das Konstrukt mit einem dritten Vertrag, nämlich einer Verzichtserklärung des Investors auf die gegenüber dem festgelegten sicheren Gewinn (unter Umständen höhere) Gewinnbeteiligung. In der wirtschaftlichen Praxis kam also nicht eine Unternehmensbeteiligung sondern ein Darlehen zustande



Foto: Raymund Fobes

Nahmen in der ersten Reihe Platz: Prof. Dr. Dieter J. Weiß, Dr. Marco Benini, Ingolstadts Alt-Oberbürgermeister Peter Schnell, Bischof Gregor Maria Hanke, Generalvikar Isidor Vollnhals (v.l.n.r.).

(das eigentlich verboten war). Denn das unternehmerische Risiko trug ja ausschließlich der Darlehensnehmer, was eben nicht einer unternehmerischen Beteiligung sondern vielmehr einem Fremdkapitaldarlehen entspricht. Eck negiert also nicht per se die Berechtigung des Zinsverbotes. Vielmehr definiert er mit Hilfe der Konstruktion des „Contractus Trinus“ den wirtschaftlichen Sachverhalt um. Dieses Vorgehen dient ganz offensichtlich der Legitimation der Kreditpraxis insbesondere in den oberdeutschen Handelszentren Augsburg und Nürnberg, wo man in der Zinsfrage liberaler agierte als in den norddeutschen Hansestädten. Ursprünglich dienten die Geldleihgeschäfte auch dort der Vereinfachung des Warenhandels. Im 13. Jahrhundert stiegen die Nürnberger aber auch in die Finanzierung der Reichspolitik ein und gewährten Darlehen gegen besonders gewinnträchtige Landgüter und Zolleinnahmen, welche ihnen im Gegenzug verpfändet wurden. Auch international wurden die Franken tätig: Als Darlehensgeber der römischen Kurie verdrängten sie die Medici aus Florenz. Auch in Augsburg begann sich zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Finanzpraxis tiefgreifend zu verändern. Mit der Verbindung von Anleihegeschäft und Bunt- und Edelmetallhandel wurde Geld gemacht, das den Augsburgern den Einstieg in das internationale Anleihegeschäft großen Stils ermöglichte.

Anfang des 16. Jahrhunderts fielen die Kitzbühler Berghütten an Tirol – und gelangten damit in den Machtbereich des Habsburger Kaisers Maximilian, der stark in den Bergbau investierte. Nach Erzfunden im Jahr 1539 kam es dann zu einem regelrechten Rausch nach wertvollen Mineralien, die Bergbauaktivitäten wuchsen explosionsartig an; es entstand ein entsprechender Investitionsbedarf, der zugleich mit enormen Profitmöglichkeiten verbunden war. Im Zusammenhang damit wurde das Finanzzentrum Augsburg schnell bedeutsam, wobei sich die dortigen Gesellschaften (etwa im Vergleich zu Nürnberg) durch beschränktes Eigenkapital und relativ hohe Einlagepositionen auszeichnete. Auch daraus resultiert das besondere Interesse der schwäbischen Metropole, an der Überwindung einer strengen Auslegung des kanonischen Zinsverbotes zu arbeiten und das Finanzierungs-

instrument des (verzinsten) Darlehens auch theologisch-ethisch zu legitimieren.

Dabei hatten die entsprechenden Familien und Kaufleute die öffentliche Meinung gegen sich. Neid und Missgunst gegenüber dem scheinbar mühelos verdienten Profit aus Finanzgeschäften spielten schon damals eine große Rolle – durchaus auch unter Humanisten und klassischen Bildungseliten. Wo analytisches ökonomisches Begriffsinstrumentarium fehlte, da machte sich kaum jemand klar, dass es ohne Investitionen auch keinen Ertrag geben könnte. Vielmehr wurden die Gesellschaften von ihren Kritikern für Preissteigerungen, Inflationsdruck und Massenverelendung verantwortlich gemacht: und zwar auch dort, wo wir aus heutiger Sicht eher die wachsenden Nachfrage infolge steigender Bevölkerungszahlen („Malthus-Falle“) für höhere Preise sowie die unkontrollierte Geldmengenvermehrung durch diverse Obrigkeiten für Inflation verantwortlich machen würden.

Erstmals beschäftigte sich Eck mit der Frage der „usura“ im Winter 1513/14, als er diesem Thema eine Vorlesung widmete. Er argumentiert, dass ein Investor sein zur Verfügung gestelltes Kapital und den sich daraus ergebenden Gewinn durchaus versichern dürfe – und zwar auch bei seinem Geschäftspartner. Dies dürfte bereits die Aufmerksamkeit des Hauses Fugger erregt haben, wo schon aus unmittelbarem Geschäftsinteresse heraus permanent über Umfang und Auslegung des Zinsverbotes diskutiert wurde; es kam zur Auftragserteilung an Eck und zur Erstellung eines Gutachtens im Zinsstreit. Ein halbes Jahr später, nämlich im September 1514, schickt der Ingolstädter Professor dann sein „Consilium in casu quinque de centenario“ an die theologische Fakultät nach Tübingen, damit diese seine Thesen bestätigen solle. Die Tübinger Professoren wollen sich jedoch offenbar nicht in den Zinsstreit einmischen und reagierten nicht. So schickte Eck die nicht weiter autorisierte Schrift im September 1514 an verschiedene wissenschaftliche Adressaten und Organisationen. Anders als Luther will er seine Meinung aber nicht an die Stelle der kirchlichen Autoritäten setzen: vielmehr unterstellt er seine Ansichten ausdrücklich der Bestätigung

durch die römische Kirche und Papst Leo X. Zudem trägt er sein „Consilium in casu quinque de centenario“ immer wieder aktiv in die akademische und publizistische Öffentlichkeit und fordert verschiedene Autoritäten auf, dazu Stellung zu nehmen. Dem wirkten aber seine Antipoden bewusst entgegen. Die Nürnberger Humanistenkreise um Willibald Pirckheimer und seine Gegner im Eichstätter Domkapitel scheuten nicht einmal vor einer Intervention beim Eichstätter Bischof von Eyb zurück, um gerade dies zu verhindern: Eine von Johannes Eck schon terminierte öffentliche Disputation seiner Thesen in Ingolstadt wurde daraufhin kurzfristig abgesagt.

Eck aber gab nicht auf. Im zweiten Anlauf nutzte er eine Disputation zu ganz anderen Thesen (Prädestination, Ablasses und Wucher), um seinen dortigen Gesprächspartnern auch seine Zinthesen vorzulegen – und zwar an der Universität Bologna in Norditalien. Dort stritten sich die juristische und die theologische Fakultät darüber, in wessen Zuständigkeit denn die Zinsfrage falle. Sicherheitshalber schrieb Eck deshalb gleich beide an und forderte sie auf, zu seinen Thesen Stellung zu nehmen. Wie diese dann in Norditalien faktisch bewertet wurden, das ist uns nicht überliefert. Eck beanspruchte, durch die Disputation bestätigt worden zu sein – doch auch seine Kontrahenten taten dies. Doch keine der beiden Fakultäten legte sich eindeutig fest. Schließlich unternahm Eck einen letzten Versuch an der Universität Wien, wo er nach mancherlei Bemühungen im August 1516 eine öffentliche Disputation erwirken konnte. Allerdings scheuten auch die Wiener Theologen eine klare Positionierung.

Darin zeigt sich einmal mehr, wie heftig umstritten die Angelegenheit in intellektuellen Kreisen war und wie unsicher sich die Autoritäten in wirtschaftlichen Angelegenheiten verhielten. Zu laut und mit großer Resonanz in der Öffentlichkeit äußerte sich auch die Gegenseite: So etwa der Wittenberger Reformator Martin Luther, der in seinem „Sermon vom Wucher“ (1519/20) einmal mehr die Aristotelische These von der Unfruchtbarkeit des Geldes wiederholte und das Zinsverbot bekräftigte. Luthers kapitalkritische Position scheint hier eher an gesellschaftspolitischen Positionen orientiert zu sein: Er misst wirtschaftliche Entscheidungen an der sozialen Gerechtigkeit, wie er sie sieht. Während Luther primär als Theologe argumentiert, bereitet Eck – zwar nicht methodisch, aber doch inhaltlich – einer genuin wissenschaftlichen Position den Weg.

V. Ecks Hinterlassenschaft: Die Ingolstädter Schule der Wirtschaftsethik

Seit ihrer Gründung 1472 war die Ingolstädter Universität durch eher konservative Positionen und eine starke Orientierung an Aristoteles gekennzeichnet. Das ändert sich jedoch mit Johannes Eck und seinen Nachfolgern. Zwar lehnt der direkte Nachfolger Ecks an der theologischen Fakultät, der Jesuit und Universitätsrektor Petrus Canisius (bis 1551 in Ingolstadt), die Reform der Zinslehre zunächst vehement ab. Gut 30 Jahre nach Johannes Ecks Tod aber nimmt Gregor von Valencia seinen Lehrstuhl ein. Der spanische Jesuit betreibt die vorsichtige Absetzbewegung seines Ordens vom scholastischen Zinsverbot und ebnet damit den Weg für einen „katholischen Kapitalismus“ (Knoll). Gregor von Valencia wird im Jahr 1549 in Altkastilien geboren und besucht ab 1564 die Universität Salamanca. Er wird damit zum wichtigen Bindeglied der Ingolstädter Fakultät zur

Schule von Salamanca und dem liberalen wirtschaftsethischen Vordenker Luis de Molina (1535-1600). Die Schule von Salamanca befürwortete Laizismus und Privateigentum sowie die freie Preisbildung im Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage und verteidigt die ethische Bedeutung des Unternehmertums. Methodisch öffnet sie sich zunehmend für genuin wirtschaftsbezogene wissenschaftliche Analysen zur Begründung ihrer ethischen Werturteile und überwindet damit die rein scholastische Vorgehensweise, in dessen Rahmen sich noch Johannes Eck bewegt hatte.

Nach Studien der Philosophie und Theologie tritt Gregor ins Jesuitenkolleg von Salamanca ein. Im Konfessionsstreit nach Deutschland berufen lehrt er von 1575 bis 1598 in Ingolstadt und besetzt hier den bedeutenden ehemaligen Lehrstuhl Johannes Ecks. Gregor von Valencia fördert „alles, was zur Entfaltung der neuen Wirtschaft, zur Sprengung der Zinsfessel“ (Knoll) beizutragen vermag, seine Lehren prägen auch die Gesetzgebung des Bayrischen Herzogs Wilhelm in den 1580er Jahren. Über den „Contractus Trinus“ hinaus weitet Gregor den Raum des erlaubten Zinsnehmens noch um drei weitere Varianten aus und kommt so in der Praxis nahezu zu einer allgemeinen Freigabe. Gregor von Valencia begründet eine Ingolstädter Schule, welche die Tradition liberaler Wirtschaftsethik in der Nachfolge Johannes Ecks in Ingolstadt fortführt. Bedeutendere Vertreter sind Adam Tanner († 1632), Vitus Pichler († 1736) und andere.

Insoweit er gemeinwohldienlich ist und soziale Belange berücksichtigt, wird der Zins als legitim angesehen. Mit ihm erreicht die Jesuitenschule von Ingolstadt ihren Höhepunkt. Über eine Kasuistik bestimmter Situationen hinaus, wie sie sich bei Eck, aber auch noch bei Gregor von Valencia zeigt, nähert sich etwa Pichler an eine generelle Aufhebung des Zinsverbotes an. Auch wenn innerkirchlich Papst Pius VII. diesen Schritt erst rund 100 Jahre später vollzieht (1830), so nimmt Pichler hier modernes Wirtschaftsdenken voraus. Im modernen System wird der Zins als Preis des Kapitals zu einem wichtigen Gleichgewichtsparameter und kann dazu beitragen, unternehmerische Innovationen, wirtschaftliche Entwicklung und Wohlstand für breite Bevölkerungsschichten zu ermöglichen.

In Ingolstadt lehren über Jahrzehnte hinweg Professoren, die sich im Geiste Johannes Ecks mit der Thematik auseinandersetzen. Bis zum Tod des letzten Vertreters der „Zinsschule von Ingolstadt“ (Knoll), Joseph Biner († 1778), wird die Universität über Jahrhunderte hinweg nicht nur zum Bollwerk der Gegenreformation, sondern auch zum Ort einer liberalen und wachstumsorientierten Wirtschaftsethik.

VI. Abschließende Würdigung

Wie kaum ein Akademiker seiner Zeit hat Johannes Eck im Zinsstreit seiner Zeit Mut bewiesen – vor allem angesichts der „vornehmen“ Zurückhaltung seiner Kollegen in Tübingen, Bologna, Wien und anderen mitteleuropäischen Universitätsstädten. Zwar ist es seinen Gegnern gelungen, durch Intervention beim Großkanzler der Universität, beim Eichstätter Bischof Gabriel van Eyb, die in Ingolstadt geplante öffentliche Disputation zu verhindern (auch für die damalige Zeit ein ganz und gar ungewöhnlicher Schritt, der die Sprengkraft seiner Thesen beweist). Doch Eck lässt nicht locker und bemüht sich immer wieder um Öffentlichkeit – so etwa in Bologna und Wien. Ihm ging es dabei nicht um Rechthaberei im akademischen Elfenbeinturm. Er nimmt

sich vielmehr eines sehr relevanten Themas an, das die Lebenssituation der Menschen seiner Zeit unmittelbar prägt. Er hat für seine Thesen persönliche Beleidigungen, Spottgedichte und allerlei Invektiven insbesondere aus Kreisen der Nürnberger Humanisten ertragen müssen. Einen Höhepunkt bildet die 1520 unter Pseudonym veröffentlichte Satire „Eccius Dedolatus“ (in etwa: „Der gehobelte Eck“), die wahrscheinlich aus der Feder des Nürnberger Humanisten, Dürer-Freundes und Lutherverteidigers Willibald Pirckheimer stammt (Kellenbenz 1971). Allerdings gilt auch: Obwohl der oberdeutsche Zinsstreit die Gemüter der Zeitgenossen zwischenzeitlich heftig bewegt hat, so geriet er doch auch rasch wieder in Vergessenheit (Wurm 1997). Während des zweiten deutschen Zinsstreites zwischen 1560-1580 erinnerte sich bereits niemand mehr explizit an Johannes Eck und seine Schriften.

Gesagt werden muss auch: In der Ausarbeitung seiner Thesen hat sich Eck nicht – wie gelegentlich in der Literatur behauptet worden ist, für eine „neue Wirtschaftstheorie“ oder ein „modernisiertes Wirtschaftssystem“ eingesetzt. Einen radikalen methodischen und konzeptionellen Perspektivenwechsel auf die Thematik Zins und Geld nimmt der Ingolstädter Professor nicht vor: Dieser blieb vielmehr dem Schottischen Moralphilosophen Adam Smith (1723-1790) vorbehalten, der über 200

Jahre später an der Universität Edinburgh lehrte. Eck bewegt sich demgegenüber methodisch innerhalb der Grenzen der Scholastik – auch wenn er deren Dogmatismus in Sachen Zinsverbot mit ihren eigenen Mitteln zu durchlöchern verstand.

Johannes Eck aber leistet etwas anderes: nämlich „Praktischer Weisheit nach-zudenken“. Er konnte sich – vielleicht auch aufgrund seiner einfachen Herkunft – von den moralisierenden und intellektuellen Denkblokkaden seiner akademischen Kollegen befreien. Diese gingen mit praxisfernen Vorbehalten und vereinfachten Vorstellungen bezüglich der Funktionsweisen der Ökonomie einher. In der Zinsfrage setzte Eck stattdessen auf das moralische Empfinden der Wirtschaftspraktiker seiner Zeit. Durch seine begriffliche Rekonstruktion des Darlehensvertrages als „Contractus Trinus“ erarbeitete er einen wichtigen konzeptionellen Legitimationskorridor für diese wirtschaftliche Praxis. Die im Kontext des frühen 16. Jahrhunderts daraus resultierenden Entlastungs- und Legitimationswirkungen wird man historisch kaum überschätzen können. Im Gegensatz zu Eck selber, der sich immer wieder – und letztlich vergeblich – um die akademische Anerkennung seiner Thesen durch die Kollegen bemüht hat, war es für die wirtschaftlichen Praktiker ja völlig ausreichend, dass die Rechtmäßigkeit des 5-Prozent-Vertrages auch in der Diskussion nicht widerlegt werden konnte, und sich namhafte Theoretiker zu Gunsten des Modells des „Contractus Trinus“ aussprachen.

Durch seine praxisbezogene wissenschaftliche Arbeit – wir würden heute von einer elaborierten Transferstrategie sprechen – ist Eck an seinem Universitätsstandort zu einem wichtigen Erneuerer geworden, der in Gregor von Valencia und der Ingolstädter Jesuitenschule würdige Nachfolger gefunden hat. Mehr noch: Durch seine praxisorientierte Forschungstätigkeit hat er einen Pfad erschlossen, um der europäischen sozialetischen Denktradition zu sachgerechten Konzepten von Zins und Kapital zu verhelfen. Ein Streiter für Praktische Weisheit im Dienst des Gemeinwohls – wir sollten Johannes Eck nach 500 Jahren nicht nur als Kontroverstheologen in Erinnerung behalten. □

Literatur

Iserloh, E., *Johannes Eck (1486-1543). Scholastiker, Humanist, Kontroverstheologe.* Aschendorf, Münster, 1981.

Knoll, A. M., *Der Zins in der Scholastik, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 1933.*

Knoll, A. M., *Zins und Gnade. Studien zur Soziologie der christlichen Existenz, Luchterhand, Neuwied u.a. 1967.*

Schneid, J. (1891), *Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot, in: Historisch-Politische Blätter für das katholische Deutschland, Bd. 108, München.*

Lopez, R. S., *The dawn of Medieval Banking, New Haven 1979.*

Schlecht, J. (1915), *Dr. Johann Ecks Anfänge, in: Historisches Jahrbuch 36, 1915, S. 1-36.*

Schneid, J. (1891), *Dr. Johann Eck und das kirchliche Zinsverbot, in: Historisch-Politische Blätter für das katholische Deutschland, Bd. 108, S. 241-259, 321-335; 473-496; 659-681; 789-810.*

Wurm, J. P., *Johannes Eck und der oberdeutsche Zinsstreit 1513-1515, Aschendorff, Münster 1997.*

Braucht es eine Kirche und wenn ja, welche? Eck und Luther kontrovers

Marco Benini

In aktuellen Auseinandersetzungen um Kirche wird es oft grundsätzlich: „Braucht es heute überhaupt eine Kirche?“ Manche Negativschlagzeile wird auspackt, um die Diskussion zuzuspitzen. Die Frage nach dem Warum und Wozu von Kirche ist kein Randphänomen mehr. Selbst Menschen, die sich als gläubig bezeichnen, sagen: „Ich kann doch auch zu Hause beten.“

Hätte man Eck (1486-1543) und Luther (1483-1546) die Frage gestellt: „Braucht es eine Kirche?“, hätten beide in – wir würden heute sagen – „ökumenischer Verbundenheit“ geantwortet: Selbstverständlich braucht es eine Kirche. Die Gesellschaft des Spätmittelalters, in die Luther 1483 und drei Jahre später Eck hineingeboren wurden, war tief kirchlich geprägt und das Alltagsleben der Menschen von kirchlichem Tun durchdrungen. Auch theologisch war beiden von der Heiligen Schrift her selbstverständlich, dass es eine Kirche braucht. Es stellte sich nur die Frage: welche?

Der Vortrag geht – gemäß dem Untertitel – der Kontroverse zwischen Eck und Luther nach, die sich bald auf die Frage nach der Kirche konzentrierte. Manchmal wird Eck, wenn er beim Reformationsgedenken überhaupt wahrgenommen wird, nur als der Gesehene, der sich den Reformen entgegengestellt hat. Daher soll im Sinn einer Apologie für Eck sowohl seine kontroverstheologische Argumentation in Wort und Schrift als auch sein vielfältiges Wirken für die Kirche und ihre Reform(versuche) gewürdigt werden. Die biographischen Hinweise werden schließlich in der Frage nach seiner Handlungsmotivation gebündelt. Ein Blick wieder zurück in die Gegenwart schließt den Vortrag ab.

I. Die Kontroverse bahnt sich an ...

Eck und Luther kamen über den Nürnberger Ratherrn Christoph Scheurl (1481-1542) im Frühjahr 1517 in brieflichen Kontakt. Luther bezeichnete in einem Brief an Scheurl Eck als „sehr gebildeten und sehr begabten Mann“ und Eck nannte Luther einmal „unseren Freund“. Doch sollte sich ihr Verhältnis bald nachhaltig ändern. Als die 95 Ablassthesen Luthers, die entgegen der durch Melanchthon (1497-1560) verbreiteten Nachricht wohl nie an die Tür der Wittenberger Schlosskirche angeschlagen wurden, über Scheurl zu Eck gelangten, entwickelte er sich mehr und mehr zum Kontroverstheologen. Zwar stand er den damaligen Missbräuchen des Ablasses kritisch gegenüber und hätte mit Luther darüber auch disputiert, doch lehnte er seine Thesen zum Bußsakrament ab. Auf Wunsch des Eichstätter Bischofs Gabriel von Eyb (1455-1535) verfasste Eck für dessen persönlichen Gebrauch „Adnotationes“ (Anmerkungen) zu 18 von Luthers Thesen. Doch gelangten sie wegen Indiskretionen durch den Eichstätter Domherrn Bernhard Adelman von Adelmansfelden (1457/59-1523) in die Hände Luthers. Luther nannte Ecks Anmerkungen „Obelisci“ (Spießchen) und beantwortete sie seinerseits mit den „Asterici“ (Sternchen). Weitere schriftliche Auseinandersetzungen folgten, in denen sich die Frage vom Ablass hin zum Papsttum verschoben hatte. Hier handelte es sich



Foto: Raymund Fobes

Dr. Marco Benini, Domvikar im Bistum Eichstätt und Habilitand an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

noch um eine Disputation zwischen Gelehrten. Einen öffentlichen Konflikt wollten beide, Luther und Eck, nicht entfachen.

Zu einem offenen Streit kam es erst, als der Wittenberger Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, sich einmischte und gegen Luthers Willen 406 Thesen veröffentlichte, von denen sich über 100 gegen Eck richteten. Luther bat Eck daraufhin schriftlich, gemäßigt zu reagieren, was Eck auch tat. Am Ende bot Eck eine Disputation mit Karlstadt an. Auch Luther wurde in den Konflikt einbezogen, sodass es zu den bekannten Leipziger Disputationen kam, auf denen Eck zuerst mit Karlstadt und anschließend mit Luther debattierte. Zeit und Ort hatten Eck und Luther auf dem Augsburger Reichstag 1518, wo sie sich zum ersten Mal direkt begegneten, anvisiert. Auch beim dortigen Verhör Luthers durch Kardinal Cajetan trat ausgehend vom Ablass vor allem Luthers Stellung zur Lehrgewalt der Kirche, insbesondere des Papstes, als Kernpunkt der Kontroverse hervor, sodass dies auch in der Leipziger Disputation mit Luther im Fokus stand. Es ging also um unsere Ausgangsfrage: Kirche ja, aber welche?

II. Leipziger Disputation: Theologische Konfrontation

Die Disputation, die vom 27. Juni bis 15. Juli 1519 auf der Leipziger Pleißenburg stattfand, war von gegenseitigen Beschuldigungen und Polemik geprägt, sodass der herzogliche Rat Cäsar Pflug beide ermahnen musste, die Beleidigungen zu unterlassen. Interessanter ist die theologische Diskussion. Es ist hier nicht der Rahmen, alle Einzelheiten zu nennen. Exemplarisch soll die Debatte um den Primat des Papstes näher angesehen werden. Schon im Vorfeld hatten Eck und Luther sich auf die Frage verständigt: „Kommt dem Stuhl zu Rom von Anfang an die Herrschaft über die Kirche zu?“ Es wird sich zeigen, wie sehr die Kontroverse ein Streit um die rechte Schriftauslegung war.

Presse

Kirchenzeitung Bistum Eichstätt

26. Februar 2017 – Auf den Tag genau 474 Jahre nach Ecks Tod, am 10. Februar 2017, fand anlässlich des heuer begangenen Reformationsgedenkjahres im Stadtmuseum Ingolstadt eine Tagung zum Thema „Apologie für Eck“ statt, organisiert von der Katholischen Akademie in Bayern gemeinsam mit der Katholischen Erwachsenenbildung der Diözese Eichstätt. (...) Referent war Domvikar Dr. Marco Benini, der sich mit dem Kirchenbild Ecks und Luthers befasste. Der gebürtige Ingolstädter konstatierte, dass Eck in der Leipziger Disputation die Heilige Schrift im Kontext der kirchlichen Tradition auslegte, gerade auch, was das Petrusamt betraf, während Luther sich allein auf die Schrift berief und so einem Subjektivismus das Wort redete. Raymund Fobes

Katholische Erwachsenenbildung Ingolstadt

13. Februar 2017 – Im Rahmen des Reformationsgedenkens 2017 – 500 Jahre nach Veröffentlichung der 95 Thesen Luthers – erinnerte die Katholische Erwachsenenbildung in Ingolstadt besonders an Johannes Eck, seines Zeichens Münsterpfarrer am Liebfrauenmünster, jedoch bekannter durch die Leipziger Disputation im Jahr 1519, wo er mit Luther persönlich um den Glauben stritt. Die Tagung im (...) wurde vom KEB-Bildungswerk der Diözese gemeinsam mit der Katholischen Akademie Bayern veranstaltet. Nach einem Grußwort von Dr. Ludwig Brandl, Direktor des KEB-Bildungswerks, führte Akademiedirektor Monsignore Dr. Florian Schuller in die Thematik ein. Er wies darauf hin, dass der so genannte Thesenanschlag an die Schlosskirche von Wittenberg nie stattgefunden hat, stattdessen habe Luther seine 95 Thesen an die Gelehrten seiner Zeit geschickt, unter ihnen war Eck. Raymund Fobes



Foto: Raymund Fobes

Der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke stand der Vesper im Liebfrauenmünster im Anschluss an die Tagung vor.

Nach Luther verbiete schon Paulus mehrfach in 1 Kor 3 die Berufung auf irgendwelche Parteiführer in der Kirche, so etwa in 3,5: „Was ist den Apollos? Und was ist Paulus?“ Luther fügt ein: „Was ist Petrus?“ Oder in 3,22f: „Paulus, Apollos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwart und Zukunft: alles gehört euch; ihr aber gehört Christus.“ Kephas/Petrus habe hier also keine Sonderstellung. Gegen den Einwand, dass bereits Hieronymus Paulus in Einklang mit der Primatsgewalt des Petrus erklärt habe, blieb für Luther gültig, dass eine Autorität auf geringerer Stufe (hier Hieronymus) nicht von einer Autorität auf höherer Stufe (hier Paulus) abführen dürfe. Dazu machte Eck klar, er wolle nicht die Autorität des Paulus herabsetzen, aber im Gegensatz zu Luther wolle er die Autoritäten der Kirche nicht auseinanderreißen. Es sei doch sehr wahrscheinlich, dass Hieronymus diese Stelle des Paulus recht verstanden habe. Zwischen den Zeilen hört man heraus: Eck glaubt lieber dem Hieronymus als den Wittenbergern.

Was sich hier angedeutet hat, zeigte sich noch deutlicher an der anschließenden Diskussion zu Mt 16,18: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen“. Hieran lässt sich die grundsätzliche Art von Ecks Schriftauslegung erkennen. Er verwies auf den Konsens der Kirche, indem er eine scheinbar nicht endende Reihe heiliger Lehrer aufzählte, die mit dieser Stelle den päpstlichen Primat erklärten: Cyprian († 258), Augustinus († 430), Hieronymus († 420), Ambrosius († 397), Chrysostomus († 407), Leo der Große († 461) und Bernhard von Clairvaux († 1153). Außerdem fügte Eck noch die Dekrete der Päpste Anaklet (79-90/92), Marcellus (307-308/9) und Pelagius (556-561) sowie Konzilsentscheidungen wie etwa die Verurteilung der Irrlehren des Wyklif († 1384) und Hus († 1415) und die Bulle „Unam sanctam“ von Bonifaz VIII. (1294-1303) an. Sie alle stimmten darin überein, dass Petrus die Herrschaftsgewalt in der Kirche von Christus empfangen habe. Wer das ablehne, stelle sich gegen den „consensus ecclesiae“, gegen den Konsens der Kirche und der Heiligen. Das bedeute, allein gegen die Kirche zu stehen, mit einer unsicheren Meinung der bewährten und anerkannten Autorität der Kirche zu widersprechen und sich in die „singularitas“ zu stellen, was

man heute mit Subjektivismus übersetzen würde.

Man hat Eck vorgeworfen, mehr durch die Aneinanderreihung von Zitate und Belegen überzeugen zu wollen und dabei vor allem sein umfangreiches Wissen und exzellentes Gedächtnis herauszustellen. Der evangelische Kirchenhistoriker Manfred Schulze hat Eck in diesem Punkt in Schutz genommen und aufgezeigt: „Die Masse der geschichtlichen Belege ist ein Qualitätsmerkmal, denn die Masse offenbart den ‚consensus ecclesiae‘“. Für Eck bildeten die Schrift und die Auslegung der Schrift durch die Kirche eine innere Einheit. Eck sah sich als Verteidiger dieses Konsenses und daher als rechten Ausleger der Schrift.

Luther ließ sich von Ecks Argumentation nicht überzeugen. Nach berechtigten Zweifeln an der Historizität des Dekrets von Anaklet entgegnete Luther, dass er zwar das Papstamt als „de iure humano“, also als menschliches Recht, nicht abschaffen wolle, doch sei es eben nicht „de iure divino“. Eck hätte zwar vorgegeben, das Papstamt als göttliches Recht, also aus der Schrift zu beweisen, doch habe er nur die Autorität der Väter bemüht, sodass auch das Papstamt nur menschliches Recht sein könne. Pointiert formulierte er: „Auch wenn Augustin und alle Väter in Petrus den Felsen der Kirche erblicken sollten, so werde ich ihnen – selbst als einzelner – dennoch widerstehen, gestützt auf des Apostels Autorität, gestützt also auf göttliches Recht.“ Da nach Paulus Christus das Fundament der Kirche ist, könne es nicht Petrus sein. Daher legte Luther die Mt-Stelle so aus, dass nicht Petrus, sondern der Glaube an Christus der Fels sei. Der offenkundigere Text (hier Paulus) habe den weniger offenkundigen (hier Matthäus) auszulegen. Damit wird deutlich: Die Schrift wurde zur einzigen Richtschnur des Glaubens. Das „sola scriptura“-Prinzip wurde also de facto schon in Leipzig aufgestellt, wenn es auch erst später von Philipp Melancthon ausdrücklich hervorgehoben wurde.

Bis dahin lässt sich festhalten: Schrift und Tradition traten bei Luther auseinander, ja sie könnten sogar wie beim Primat des Papstes gegeneinander stehen. Für Eck hingegen bildete die Einheit von Schrift und Tradition geradezu die Grundlage seiner Argumentation. Die Kirche war für Eck notwendig, um

die Schrift in rechter Weise auszulegen. Hier sieht man, wie bibelhermeneutische Vorentscheidungen weit mehr sind als akademische theologische Diskussion, sondern grundlegende praktische Dimensionen haben können.

Es erstaunt nicht, dass auch zu anderen diesbezüglichen Schriftstellen wie „Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht erlischt. Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann Stärke deine Brüder“ (Lk 22,32) oder zum Auftrag des Auferstandenen an Petrus (Joh 21,15-17: „Weide meine Schafe!“) keine Einigung erzielt werden konnte.

In der Leipziger Disputation kam außerdem die kirchliche Lehrautorität zur Sprache. Weil die Schrift nicht immer eindeutig sei, wie Luther zugab, könne nach Eck die Berufung auf die Schrift allein die Einheit des Glaubens nicht sichern. Schließlich habe auch Arius mit Schriftstellen seine Häresie verteidigt.

Im weiteren Verlauf äußerte Luther die Ansicht, dass wenn sich die Oberhoheit des Papstes zum Schaden für die Kirche auswirken würde, sie ganz aus der Kirche entfernt werden müsse, weil „menschliche Rechte und Gewohnheiten [...] nicht gegen die Kirche Krieg führen“ dürften. Hier zeigten sich schon Ansätze der späteren Ablehnung des Papstes als Antichrist, was er Spalatin schon im Frühjahr 1519 als Vermutung ins Ohr geflüstert hatte. Dann lenkte Eck Luther in die Nähe des vom Konstanzer Konzil (1415) verurteilten Jan Hus und brachte ihn zur Aussage, dass

Während die Lutheraner nach der Disputation gleich abreisten, blieb Eck noch elf Tage in Leipzig.

sich die Konzilien geirrt hätten. So konnte Eck Luther spitzzünftig vorwerfen: „Das ist wahrhaft böhmisch, die Heilige Schrift besser verstehen zu wollen als die Konzilien, die Päpste, die Doktoren und Universitäten, die eine große Kraft besitzen, da der Heilige Geist seine Kirche nicht verlässt. Es wäre außerdem verwunderlich, wenn Gott jene Wahrheit so vielen Heiligen und Märtyrern verborgen hätte bis zum Auftreten des verehrten Paters.“

Während die Lutheraner nach der Disputation gleich abreisten, blieb Eck noch elf Tage in Leipzig. Er sah sich als offensichtlichen Gewinner und kostete dies, auch wenn die Entscheidung der Fakultäten von Erfurt und Paris noch ausstand, bei etlichen Einladungen und Predigten gegen Luther aus. Alle „wünschten, mich bei sich zu haben“, resümierte Eck in einem Brief vom 26. August desselben Jahres.

Luther selbst hat Eck später als Sieger der Disputation anerkannt, wie eine Bemerkung zum Augsburger Reichstag 1530 zu erkennen gibt: „Eck will, wie ich sehe, auch in Augsburg Sieger sein, wie er es schon in Leipzig war.“ In einem Brief an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen (1463-1525) schrieb Luther rückblickend: „Also gibt man uns in Maul, dass wir, wir wollen oder wollen nit, sagen müssen: Das Concilium hat geirret.“ Ein solcher Satz war für Luther, der ja schon einen kirchlichen Prozess gegen sich hatte, verheerend.

Wie lässt sich die Disputation bewerten? In Leipzig wurden die Fronten geklärt und auf beiden Seiten die jeweiligen theologischen Vorentscheidungen offenkundig. Nach dem katholischen Kirchenhistoriker Erwin Iserloh, der eine detaillierte Eck-Biographie verfasst hat, kam Eck das Verdienst zu, als erster „angesichts der dogmatischen Unklarheit seiner Zeit deutlich gemacht zu

haben, dass Luther nicht Reform, sondern Angriff auf die Struktur der Kirche bedeutete.“ Eck kam zur Überzeugung, dass wenn Luthers Positionen Schule machen, die Einheit der Kirche gefährdet sein wird.

Deshalb arbeitete Eck an der Bannandrohungsbulle „Exsurge Domine“ (1520) in Rom mit, nach der der Bann eintrete, wenn Luther nicht innerhalb von 60 Tagen widerrufen sollte. Eck bemühte sich, die Bulle in Deutschland bekannt zu machen, doch stieß sie auf Widerstand und verfehlte ihre Wirkung. Die Zeiten, durch einen päpstlichen Bannstrahl die Gegner auszuschließen, um die kirchliche Einheit zu erhalten, waren vorbei. Luther selbst suchte die Bulle anfangs mit der Schrift „Von den Eckschen Bullen und Lügen“ als unecht und Machwerk Ecks und der Kurie darzustellen, von dem der Papst nichts wisse. Die Identifikation der Bulle mit Eck ging so weit, dass er am 10. Dezember 1520 mit der Bulle und kanonistischen Büchern ebenso Ecks Erstlingswerk Chrysopassus in Wittenberg öffentlich den Flammen übergab.

Die Kontroverse um den Primat des Papstes, die Eck in Leipzig mündlich mit Luther geführt hatte, veröffentlichte Eck ausführlich in seinem dreibändigen Buch „De primatu Petri“. Damit wurde ein weiterer wichtiger Punkt Ecks berührt, nämlich seine kontroverstheologischen Schriften, mit denen er argumentativ für den überlieferten Glauben sich eingesetzt hat. Unter ihnen ragt sein Enchiridion von 1525 besonders heraus.

III. Zur Ekklesiologie Ecks nach dem Enchiridion

Das „Enchiridion locorum communium adversus Lutherum“ (in späteren Auflagen mit dem Zusatz: „et alios hostes ecclesiae“), zu Deutsch: „Handbüchlein der allgemeinen Plätze gegen Luther (und andere Feinde der Kirche)“, war Ecks verbreitetste Schrift. Nach Erwin Iserloh war sie sogar die „meistgelesene [...] katholische Literatur des 16. Jahrhunderts“ – mit 121 Ausgaben und Übersetzungen in Deutsche, Flämische und Französische sozusagen ein „Bestseller der Gegenreformation“. Das Buch war als katholischer Gegenentwurf zu Melancthons „Locis communes“ gedacht. Es sollte eine Argumentationshilfe für Gelehrten wie für Laien werden. Nach Ecks Einleitung zur deutschen Ausgabe, die er selbst für den Reichstag zu Augsburg anfertigte, sollten sich so besonders auch die Einfältigeren gegen die Irrtümer schützen können. Inhaltlich griff Eck darin sämtliche strittige Punkte auf und versuchte argumentativ aus der Schrift den katholischen Glauben darzulegen.

Es überrascht nicht, dass am Anfang eine Erklärung zum Wesen der Kirche steht, da er darin einen wesentlichen Punkt der Auseinandersetzung erkannte: „Die Kirche ist der Leib Christi, die Braut Christi und das Himmelreich.“ Eck begann also mit einer geistlichen Perspektive. Sodann entfaltete er die Ekklesiologie in der Lehre von den Konzilien, vom Primat und von der Schrift. Die Notwendigkeit der Kirche als Interpretationsinstanz sehe man schon daran, dass Lutheraner und Zwingliane eine andere Auffassung zur Eucharistie vertreten. Wer soll nun Richter sein, da sich beide auf die Schrift berufen? Ferner behandelte Eck gegen das protestantische „sola gratia“ die Verwiesenheit von Glaube und Werken. Nach diesen Grundpositionen ging Eck zur ihrer konkreten Anwendung über und behandelte die Sakramente der Kirche. Er verteidigte bei Anerkennung des allgemeinen Priestertums das Weiheamt, die sakramentale Beichte, die Firmung, die

Pfarrer und Klöster die ersten beiden Bände kaufen. Über seine Predigthilfen, die lehrhaft, dogmatisch und teilweise auch abgrenzend formuliert sind, suchte er über den Klerus auf das Volk einzuwirken.

In diesem Zusammenhang gehört außerdem Ecks deutsche Bibelübersetzung aus dem Jahr 1537. Sie hob sich vor allem sprachlich durch die oberdeutschen Ausdrücke von der in Ostmitteldeutsch gehaltenen Lutherbibel ab und sollte diese in katholischen Gebieten zurückdrängen. Für das Neue Testament benutzte er die deutsche Ausgabe des Hieronymus Emser (1478-1527) aus dem Jahr 1527; das Alte Testament ist eine Übersetzung der lateinischen Vulgata. Obwohl Eck auch des Hebräischen mächtig war, orientierte er sich im Gegensatz zu Luther und seinen gelehrten Gehilfen nicht am Original, sondern an dem auch sonst in der Kirche verwendeten lateinischen Text. Ecks Bibel erlebte sieben Auflagen bis 1630 und war vor allem in Süddeutschland und Österreich verbreitet, bis die stark oberdeutschen Begriffe aufgrund des Wandels der Sprache nicht mehr verständlich waren.

Aufs Ganze gesehen bestand für Eck die innerkatholische Reform hauptsächlich im Abstellen von Missständen, sodass man im Nachhinein fragen kann, ob er nicht zu sehr auf Verteidigung und Bewahrung ausgerichtet war. Die Maßnahmen sollten dabei von oben nach unten durchgesetzt werden.

Mit großer Genauigkeit beschrieb Eck den Gottesdienst im Lauf des Kirchenjahres, sodass er beiläufig eine hochinteressante Quelle für den Gottesdienst in der Reformationszeit geschaffen hat.

Dabei scheint eine Facette spannend: Was Eck als Reformprogramm für die Kirche im Allgemeinen entwickelt hat, spiegelte sich auch an seiner eigenen Praxis vor Ort. Denn in Ingolstadt suchte er als Pfarrer gleichsam selbst umzusetzen, was er sich allgemein für die Kirche vorstellte. Eck stand sechs Jahre der Pfarrei St. Moritz vor und wechselte dann an die Kirche „Zur Schönen Unserer Lieben Frau“, dem heutigen Münster, wo er von 1525 bis 1532 und erneut von 1538 bis 1540 Pfarrer war. Dazu legte er zu Beginn seiner Amtszeit für sich und seine Nachfolger ein Pfarrbuch mit sämtlichen praxisrelevanten Informationen für das Kirchenjahr an, das neuerdings ediert und kommentiert vorliegt. Was Eck nun in den genannten Denkschriften über die Priester formulierte, verlangte er von seinen drei Kooperatoren, die die praktische Seelsorge übernahmen, und von den 15 Kaplänen. Sie mussten ihm zu Beginn ihrer Tätigkeiten versprechen, keine Nachlässigkeit bei der Spendung der Sakramente aufkommen zu lassen, allen freundlich zu begegnen, sich um die Gesunden wie die Kranken zu sorgen und selbstverständlich ihre liturgischen Aufgaben bei Messe und Stundengebet getreu wahrzunehmen. Er verlangte Anstand bei Sitten, Worten, Gebärden und Kleidung; stets sollten sie auf die Ehre Gottes und das Heil der Seelen bedacht sein.

Seine Hauptaufgabe als Pfarrer sah Eck in der Predigt. Das Pfarrbuch und vor allem seine erhaltenen Predigtskizzen belegen, dass er an allen Sonn- und Feiertagen, manchen Vigiltagen und vermehrt in der Fastenzeit und den Kartagen predigte, im Jahr 1529 sogar 82 Mal. Dass Eck trotz zahlreicher Ver-

pflichtungen stets selbst die Predigt hielt und sie nur in seiner Abwesenheit an einen Kooperator delegierte, zeigt seine hohe Wertschätzung für das Wort Gottes und seine Verkündigung. Teilweise kann man auch Übereinstimmungen zwischen seinen Predigtskizzen und den gedruckten Predigten erkennen. Gewöhnlich dauerten Ecks Predigten zwischen einer halben und einer dreiviertel Stunde – ein damals durchaus übliches Maß, wobei die Predigt nach zeitgenössischer Praxis oft von der Messe losgelöst und in einen Predigtgottesdienst integriert war, der etliche zusätzliche Elemente wie die Verkündigung des Evangeliums auf Deutsch sowie zahlreiche weitere Gebete und auch ein volkssprachliches Lied vorsah. Die Passionspredigt an Karfreitag, oft Höhepunkt einer Predigtreihe zum Leiden Jesu, konnte sogar bis zu zwei Stunden in Anspruch nehmen.

Im Pfarrbuch liegt der inhaltliche Schwerpunkt auf der Feier der Liturgie. Mit großer Genauigkeit beschrieb Eck den Gottesdienst im Lauf des Kirchenjahres, sodass er beiläufig eine hochinteressante Quelle für den Gottesdienst in der Reformationszeit geschaffen hat. Besonderen Wert legte er auf eine feierliche und würdige Gestaltung, die zahlreiche Prozessionen aufwies und trotz der lateinischen Sprache etliche volksnahe Elemente integrierte. Eine ansprechende Liturgie war für ihn Teil der Seelsorge. Das Pfarrbuch zeigt eine bisher unbeachtete Seite Ecks als achtsamen Liturgen und stellt gleichsam die Innenseite von Ecks Kirchenverständnis dar – und zwar jenseits von allem kontroverstheologischen oder kirchenpolitischen Ringen: Denn der Gottesdienst macht für die Menschen Kirche konkret erfahrbar. Liturgie ist Kirche im Vollzug, ist „ecclesia orans“ – betende Kirche.

VI. Ecks Handlungsmotivation

Nachdem viele Aspekte aus dem Leben Ecks aufgeschienen sind, lässt sich fragen, was wohl die Grundmotivation für sein unermüdliches Handeln war. Es wäre zu kurzschichtig, das Engagement Ecks nur ex negativo, nur aus der Gegnerschaft zu Luther erklären zu wollen. Vielmehr dürfte die Erhaltung des Glaubens und das Mühen um die Einheit der Kirche seine Triebfeder gewesen sein.

Mit Blick auf die Leipziger Disputation wird man sicher die Freude an der öffentlichkeitswirksamen Auseinandersetzung in Rechnung stellen dürfen, die wohl zum Charakter Ecks zählte und die sich ja auch an anderen Disputationen (etwa in Bologna zum Zins oder in Baden mit den Schweizer Reformatoren) gezeigt hat. Doch urteilte der Eck-Kenner Erwin Iserloh: „Wir müssen Eck glauben, dass es ihm um mehr als eine gelehrte Disputation ging, nämlich um Kirche und Papsttum, die er für zentrale Glaubensinhalte hielt.“ Die Bekämpfung der Reformatoren und Bewahrung der einen Kirche dürfen zumindest für den frühen Eck zwei Seiten derselben Medaille gewesen sein.

Diese zwei Seiten zeigten sich auch auf dem Augsburger Reichstag (1530), auf dem Eck eine bedeutende Rolle spielte. Zunächst war die Bekämpfung das leitende Motiv: Wohl im Auftrag der bayerischen Herzöge hatte er dafür in 404 Artikeln die Irrtümer der Lutheraner, Zwinglianer, Schwärmer und Wiedertäufer kontextlos und damit der Sache unangemessen aneinandergereiht, weil es ihm darum ging, alle Protestanten beim Kaiser als revolutionär und gefährlich für das Reich darzustellen. Nachdem die Lutheraner unter Führung Melancthons das Augsburger Bekenntnis zusammengestellt hatten, erarbeiteten katholische Theologen unter Beteiligung Ecks die katholische Antwort. Sie

fiel allerdings so umfangreich und polemisch aus, dass Eck mit anderen Theologen im Auftrag des Kaisers unter hohem Zeitdruck die prägnantere „Confutatio“ erarbeiten musste.

Hier nun wurde das Einheitsmotiv stärker: Da beide Seiten die Einheit der Kirche erhalten wollten, stellte die „Confutatio“ mit Berufung auf die Schrift zuerst die Übereinstimmungen heraus und erst dann die Differenzen. Hier wie bei den Ausschussverhandlungen zeigte Eck eine an sich bei ihm ungewohnte Kompromissbereitschaft, sodass man sich bei den Lehrartikeln bis auf wenige Restdifferenzen zügig einigen konnte. Doch scheiterte man an

Durch die Bibelbewegung und das II. Vatikanische Konzil wurde auch katholischerseits die Bedeutung der Heiligen Schrift wieder klar betont.

den praktischen Fragen wie Laienkelch, Privatmesse, Zölibat und Mönchsgelübde so sehr, dass leider auch der Teilkonkordats keine Anerkennung fand. Trotz eines an Augsburg erinnernden Memoriale Ecks, das aber von den Protestanten nicht anerkannt wurde, musste man in den späteren Religionsgesprächen immer wieder von vorne anfangen.

Bekämpfung der Protestanten und Einsatz für den bewährten Glauben waren bei Eck anfangs von der Hoffnung beseelt, die Einheit der Kirche tatsächlich erhalten beziehungsweise wiederherstellen zu können. Doch mit dem Ausbreiten der reformatorischen Bewegung wurde Eck diesbezüglich immer skeptischer bis resignativ. In einem ausführlichen Brief – übrigens sind fast alle Briefe Ecks mit Übersetzung im Internet zugänglich – beschrieb er 1540 dem Kardinal Conterini die Lage in Deutschland in dunklen Farben. Wäre es anfangs, als er „in Leipzig in die Kampfarena stieg“, noch möglich gewesen, den kleinen Funken Luther zu ersticken, habe dieser nun einen Flächenbrand ausgelöst. Nach Kritik an der Untätigkeit Roms und der Schilderung der Schwierigkeiten, die alte Ordnung wiederherzustellen, schrieb Eck: „Wie jedoch sollen wir diesen großen Übeln entgegenwirken? Ich antworte: nur mit einem Konzil, dem einzigen heilbringenden Mittel für die angefochtene Kirche.“

Etwa seit dem Jahr 1535 appellierte Eck statt an Provinzialsynoden immer mehr an ein Konzil und verfasste dafür sogar die Schrift „Praeparatio ad futurum concilium“ (Vorbereitung zum künftigen Konzil), die allerdings verloren ging. Tatsächlich ließ ab der Mitte der 1530er Jahre der neu gewählte Papst Paul III. (1534-1549) erstmals realistische Hoffnungen auf ein Konzil aufkommen, das freilich auf sich warten ließ.

Schätzte Eck die Chancen für einen Unionsversuch bei den Religionsgesprächen in Worms (1540-1541), wohin er als Vertreter Bayerns entsandt wurde, als sehr gering ein, lehnte er schließlich in Regensburg (1541) – dort auch krank geworden – entscheidend der bayerischen Linie das „Regensburger Buch“ und damit eine Einigung ab. Zu sehr wurde ihm klar, dass seine eigenen Mühen und Anstrengungen sowie die zaghafte Reformversuche der Kirche nicht die Ausbreitung des Protestantismus haben aufhalten können.

Das Konzil, das endlich 1545 nach Trient einberufen wurde, erlebte Eck, der am 10. Februar 1543 in Ingolstadt verstarb und im Münster in der Nähe

des Sakramentshauses beigelegt wurde, nicht mehr. Doch wurde er in Trient mit Hochachtung und Respekt genannt und zitiert. Einige seiner Schriften, vor allem das Enchiridion, wurde von den Konzilsvätern verschiedentlich herangezogen und konnten so schließlich auch zu einer umfassenden Erneuerung der Kirche beitragen, die aus dem Trienter Konzil hervorgegangen ist.

Sieht man auf das Ganze seines Lebens, wird man festhalten können, dass er zu Recht als profiliertester theologischer Gegenspieler Luthers bezeichnet wird. Dennoch verdienen auch seine weiteren Tätigkeiten als Pfarrer, Liturge, Prediger oder Bibelübersetzer und seine positive Motivation, sich für den katholischen Glauben und die Einheit der Kirche einzusetzen, Beachtung.

VII. Ein Blick in die Gegenwart

Auch wenn diese Tagung mehr kirchengeschichtlich als Apologie für Eck konzipiert ist, kann man einen solchen Vortrag nicht ohne einen zumindest kurzen Blick in die Gegenwart beschließen. Nur einzelne Stichpunkte seien genannt, die sich aus dem Bisherigen ergeben und auf die aktuelle Ausgangsfrage „Welche Kirche brauchen wir?“ zurückverweisen, wobei hierzu freilich keine fertigen Antworten erwartet werden können.

Besonders in den letzten 50 Jahren ist im Hinblick auf Ökumene viel geschehen. An die Stelle der Kontroverse, wie sie in Leipzig auf beiden Seiten mit Polemik geführt wurde, ist nun der Dialog getreten, der sich aus gegenseitigem Respekt speist. „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ lautet ein gemeinsames Studiendokument zum Reformationsgedenken 2017. Dabei zeigen Eck und Luther: Das Ringen um die Einheit kann nicht auf den kleinsten gemeinsamen Nenner reduziert werden, sondern braucht ehrliche theologische Diskussion. Deutlich wurde bei beiden Kontrahenten die hohe Wertschätzung für die Heilige Schrift, in der Kirche festgeschrieben als theologische und spirituelle Quelle des Glaubens. Durch die Bibelbewegung und das II. Vatikanische Konzil wurde auch katholischerseits die Bedeutung der Heiligen Schrift wieder klar betont. Wie mir scheint, erfährt mittlerweile die Rezeption der Schrift theologisch mehr Beachtung. Aus der Schrift und ihrer Rezeption kann auf die strittigen Fragen ökumenisch neu geblickt werden.

Die Reformationsgeschichte und auch die Vita Ecks machen darauf aufmerksam: Einheit ist nicht mit noch so großer menschlicher Anstrengung oder gar kirchenpolitisch „machbar“. Sie ist vielmehr Werk des Geistes Gottes, der freilich zum Mitwirken ruft und befähigt. Reform der Kirche kann dabei nicht nur als Abwehr von Missständen verstanden werden oder aus der Abgrenzung heraus geschehen, sondern entspringt aus der gelebten Beziehung zu Christus. Dafür spielt die Liturgie als Feier des Glaubens, die Eck als Pfarrer offenbar ein Anliegen war, eine wichtige Rolle – damals wie heute.

Schon vor und nach der Reformation – und wie wir gesehen haben, auch von Eck aus – hat es nicht an Impulsen zur Reform gemangelt, doch waren die tagtäglichen Aufgaben und die „eingefahrenen Wege“ wohl oftmals so dominierend, dass man sich nicht ernsthaft den Auseinandersetzungen der Gegenwart gestellt hat. Angesichts des größer werdenden Säkularisierungsdrucks stehen wir als Kirche vor der Herausforderung, die „Freude des Evangeliums“ (Papst Franziskus, „Evangelii gaudium“) authentisch zu leben und weiterzugeben. Dazu braucht es Kirche. Es bleibt für die Kirche weiterhin spannend! □

Die neue Bibelübersetzung

Mit der Neufassung der „Einheitsübersetzung“ haben die deutschsprachigen Katholiken im vergangenen Jahr eine neue Bibelversion erhalten. Ein langer Prozess, in den die Katholische Akademie Bayern Einblicke gewähren wollte. Dafür lud sie am Abend des 12. Januar 2017 den emeritierten Erfurter Bischof Joachim Wanke ein, der viele Jahre Vorsitzender des Leitungsgremiums für die Revision des Bibeltexes gewesen ist. Er referierte darüber, wie die Arbeit der Theologen, Historiker und Sprachwissenschaftler

strukturiert war, und welche Ziele angestrebt wurden. An der anschließenden Podiumsdiskussion nahm der evangelische Alttestamentler Professor Christoph Levin von der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität teil, der seine Erfahrungen mit der neuen Lutherbibel einbrachte, ebenso wie die katholische Neutestamentlerin Professorin Marlis Gielen von der Universität Salzburg. Auf den folgenden Seiten dokumentieren wir das Referat sowie die Diskussion.

Die Revision der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift von 2016 Einführung in das Gespräch

Bischof em. Joachim Wanke

I. Die Frage nach dem Warum der Revision

Es braucht keine ausführliche Begründung für die Notwendigkeit, Bibelübersetzungen in gewissen Zeitabständen zu revidieren. Das verbindet die Bibel mit anderen literarischen Zeugnissen, deren fremdsprachiger (oder auch archaischer) Ursprung immer wieder für nachfolgende Generationen durch Neuübersetzungen erschlossen beziehungsweise durch Kommentierung verständlich gemacht werden muss. Das liegt zum einen an der Weiterentwicklung und den Veränderungen im Bedeutungsgehalt einzelner Begriffe und Wendungen und den damit verbundenen Änderungen im heutigen Sprachgebrauch, denen ja jede lebendige Sprache unterliegt. Zum anderen ist jede Übersetzung geprägt von Sprachgewohnheiten, Mentalitäten und Verstehenshorizonten der jeweiligen Zeit, die in eine Übersetzung bewusst und unbewusst mit einfließen und den Text auch im gewissen Sinn interpretieren.

Zudem gibt es auch Erkenntnisfortschritte bei der Bewertung der frühen Textzeugen der biblischen Schriften und deren Einordnung. Manche Handschriftenfunde aus jüngerer Zeit lassen uns genauer die komplexe Überlieferungsgeschichte von Texten aus alter Zeit erkennen, die bei weitem nicht so linear verlaufen ist, wie man sich das gemeinhin vorstellt. Die neuere Exegese hat weit hin von der Vorstellung von Urschriften der biblischen Bücher Abschied genommen. Gerade die Überlieferungsgeschichte des Pentateuch und der Prophetenschriften zeigen, dass unsere heutigen Vorstellungen von individueller Autorschaft für das vorhellenistische Judentum nicht zutreffen. Das Verständnis der Art und Weise, wie im frühen Judentum über-



Bischof em. Dr. Joachim Wanke von Erfurt führte in einem kurzen Vortrag in das Thema ein.

lieferte Texte rezipiert, von Tempelschulen „fortgeschrieben“ und erst nach und nach „kanonische“ Geltung erhielten, hat sich vertieft. Das alles sind durchaus Gründe, die von Zeit zu Zeit eine Überarbeitung alter Textübertragungen rechtfertigen.

Einen zusätzlichen Grund für den Entschluss, die Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift von 1979 einer Revision zu unterziehen, ergab sich aus dem Umstand, dass im deutschen Sprachraum auch eine Überarbeitung der liturgischen Bücher der Kirche ansteht. Im Jahr 2002 war die dritte Ausgabe des für



Verschiedene Ausgaben der neuen Übersetzungen gab es bei der Veranstaltung auch zu kaufen.

die lateinische Kirche maßgeblichen römischen Messbuchs, des Missale Romanum, erschienen. Die Messbuchreform für den deutschen Sprachraum ist also überfällig. Auch andere liturgische Bücher – wie etwa Rituale, Lektionare, Breviere – müssen demnächst neu durchgesehen werden. Grundlage dafür ist eben auch eine zeitgemäße Bibelübertragung, die sich für den liturgischen Gebrauch eignet und sich dort, also auch beim mündlichen Vortrag, bewährt.

II. Eine moderate Revision

Von Anfang an stand für die bischöflichen Herausgeber fest, die alte Einheitsübersetzung nicht zu ersetzen. Sie sollte vielmehr eine „moderate Revision“ erfahren. Denn die Übersetzung von 1979 ist auch heute durchaus brauchbar und ansprechend. Sie war der Versuch, in gehobener Umgangssprache die biblische Botschaft Lesern und Hörern nahe zu bringen, nicht nur für die private Lektüre, sondern auch für den Gebrauch im Gottesdienst, der Katechese und im schulischen Religionsunterricht. Diese Bibelübertragung wollte „Lern- und Lebensbuch“ für eine ganze Generation sein. Das ist der damaligen Übersetzung durchaus gelungen. Die Einheitsübersetzung von 1979 hat mit dazu beigetragen, angeregt durch die Weisung des Zweiten Vatikanischen Konzils, der Heiligen Schrift in unserer Kirche wieder neu den ihr gebührenden Platz zu geben.

Der Name „Einheitsübersetzung“ ergab sich übrigens aus der Tatsache, dass 1979 zum ersten Mal eine gemeinsame offizielle Bibelübersetzung aller deutschsprachigen Diözesen für den kirchlichen Gebrauch vorgelegt wurde. In der Geschichte der deutschsprachigen katholischen Bibelübersetzungen war das ein herausragendes Ereignis. Dass Teile dieser Übersetzung auch von der EKD mitgetragen wurden (was bei der Revision, wie bekannt, leider nicht gelang), war ein zusätzlicher Gewinn, der freilich mit der Bezeichnung „Einheitsübersetzung“ nicht zu tun hat.

Die „moderate Revision“ sollte also die Einheitsübersetzung von 1979 in ihrer Substanz im Wesentlichen erhalten. Die Überarbeitungen der einzelnen biblischen Schriften sind nun in ihrer Intensität unterschiedlich, wie ja auch die vorherigen Übersetzungen der einzelnen Schriften trotz allen Bemühens um

stilistische Einheitlichkeit als ein Gemeinschaftswerk vieler Bearbeiter unterschiedlichen Charakter trugen. Im Alten Testament sind, aufs Ganze gesehen, insgesamt mehr Überarbeitungen notwendig gewesen, um den Urtext möglichst sachgerecht wiederzugeben. Hier und da sind veränderte beziehungsweise neue Textgrundlagen, etwa für Jesus Sirach, für die Übersetzung benutzt worden, was für das Neue Testament nicht notwendig war.

Durchgängig sind die Einleitungen neu geschrieben worden. Die Gliederungen und die Zwischenüberschriften wurden überarbeitet, die Anmerkungen reduziert. Es werden in Kürze gute Kommentierungen für den revidierten Bibeltext auch für Nichttheologen durch das Stuttgarter Bibelwerk vorgelegt werden.

Bei der Revision des Neuen Testaments ist besonders auch auf die ökumenische Signatur der bisherigen Einheitsübersetzung geachtet worden. Häufig gebrauchte neutestamentliche Hymnen, Cantica und Gebete sind unverändert geblieben. Die geistliche Vertrautheit mit solchen Texten, die oft Herzensgebete vieler Christen darstellen, ist ja ein hohes Gut. Viel Vertrautes bleibt also. Einiges wird uns ungewohnt vorkommen. Das mag dann eine willkommene Chance sein, das bisher Gewohnte neu und vertieft zu hören.

Durchgängig sind die Einleitungen neu geschrieben worden. Die Gliederungen und die Zwischenüberschriften wurden überarbeitet.

Freilich zeigte sich, dass manche Revisionseingriffe dann doch weiter gingen als vorher angedacht. Das lag zum einen an der unterschiedlichen Übersetzungsqualität mancher Schriften der alten Einheitsübersetzung, zum anderen natürlich an dem trotz aller redaktionellen Vorgaben unterschiedlichen Verständnis der Revisoren von ihrer Tätigkeit und der Intensität, mit der sie diese angingen.

Gottlob gab es in der alten Einheitsübersetzung kaum „falsche“ Übersetzungen, wohl aber Versehen: In Joh 9,11 hieß es etwa vom Blindgeborenen, dass er „wieder“ sehen konnte. Aber es gab auch „Modeworte“ wie etwa in Mk 1,22

„betroffen sein“, was geändert wurde in: „Sie waren „voll Staunen“ über seine Lehre.“

Einige weitere Verabredungen für die Revisionsarbeit seien hier für Interessierte genannt:

- Metaphern und Redefiguren der alten Texte, die in der Übersetzung von 1979 im Sinne der damals oft vertretenen Theorie der dynamischen Übersetzungsäquivalenz durch „das Gemeinte“ ersetzt worden waren, sollten neu in den Blick treten, etwa: „den Bund aufrichten“, statt: „den Bund schließen“.
- Signalworte in den Texten selbst wie etwa „und siehe“, „selig“, die in der alten Einheitsübersetzung geflissentlich vermieden wurden, sollten wieder ergänzt werden, wie überhaupt Tendenzen zum Weglassen einzelner Worte zurückgedrängt wurden.
- Dem Text in Klammern beigefügte Erläuterungen sollten grundsätzlich entfallen. Eine Ausnahme: Wenn Namen narrativ eine Rolle spielen, sollte zuerst der hebräische oder griechische Name benannt und dann in Klammern die Bedeutung des Namens in Übersetzung hinzugefügt werden.
- Auf laute Lesbarkeit und Verständlichkeit des Textes beim Hören, wie sie besonders im Gottesdienst von Bedeutung sind, sollte geachtet werden.
- Einvernehmlich wurde vereinbart, bei der Revision in neutestamentlichen Briefpassagen mit paränetischem Charakter (also nur hier!) die Anrede „Brüder“ durch: „und Schwestern“ zu erweitern.
- Auf Konjekturen (also auf Einfügungen von Worten, die auf einer Deutung von Textstellen durch moderne Ausleger beruhen) sollte verzichtet werden.
- Zur Wiedergabe des Gottesnamens wurde vereinbart, in der Revisionsfassung das Tetragramm „JHWH“ zu tilgen. Die Revision gebraucht für den Gottesnamen durchgängig: der HERR (in Kapitälchen). Die revidierte Fassung des „Schema Israel“ (Dtn 6,4 lautet jetzt: „Höre Israel! Der HERR unser Gott, der HERR ist einzig.“

Diese Vorgaben wurden im Wesentlichen von allen an der Revision Beteiligten eingehalten. Dennoch zeigten sich, wie es eine Teamarbeit mit sich bringt, trotz aller Absprachen sprachliche Eigenheiten der Revisoren bis hin zu manchmal überraschenden österreichischen und Schweizer „Fermentierungen“. Die Schlussredaktion hat jeweils solche Tendenzen so gut es ging zurückgedrängt.

Es sei eigens hervorgehoben, dass die Mehrzahl der katholischen deutschsprachigen Exegetinnen und Exegeten sofort bereit war, bei der Revision mitzuarbeiten. Allen, die bei diesem gemeinsamen Werk beteiligt waren, möchte ich meinen herzlichen Dank aussprechen. In Geduld, mit Ausdauer und ausgestattet mit ihrer jeweiligen Fachkompetenz waren alle engagiert am Werk. Bei nicht

Es sei eines hervorgehoben, dass die Mehrzahl der katholischen deutschsprachigen Exegetinnen und Exegeten sofort bereit war, bei der Revision mitzuarbeiten.

ausbleibenden kontroversen Sichtweisen ergab sich zwischen Revisoren und Leitungsgremium, dessen Vorsitzender ich in Nachfolge des leider früh verstorbenen Bischofs Wilhelm Egger (Brixen-Bozen) ab 2008 sein durfte, immer ein konstruktiver Weg der Einigung. Dankbar bin ich auch für die positive Aufnahme unserer vorgelegten Revisionsfassung durch die Bischöfe des deutschen Sprachgebietes und die für Bibelübersetzungen im Blick auf deren gottesdienstlichen Gebrauch zuständige römische Gottesdienstkongregation.

In meinen Dank eingeschlossen sind jene Personen, die im Umfeld der Revision Hilfe geleistet haben, sei es in der Sekretariatsarbeit (hier sei besonders auch die geduldige und umsichtige Tätigkeit von Frau Gertrud Etscheid gewürdigt) oder auch durch Einzelvoten, durch Hinweise und Beratung und auf andere Weise beim „gemeinsamen Werk“ geholfen haben. Dankbar schaue ich auf die Mitarbeit von Claudia Sticher (von 2005 bis 2008) und Johanna Erzberger (von 2008 bis 2012) zurück, die jeweils



Kardinal Friedrich Wetter, der emeritierte Erzbischof von München und Freising (li.), unterhielt sich vor der Veranstaltung längere Zeit mit Bischof em. Joachim Wanke.

das Protokoll des Leitungsgremiums führten und die Folgearbeiten, die sich aus Sitzungen ergaben, im Blick behielten. Beide, biblisch promoviert und im fachexegetischen Gespräch stehend, hatten großes Geschick darin, manche Revisoren zu „durchhaltender“ Arbeit zu ermuntern und gegebenenfalls auch zu konstruktiven Lösungen in strittigen Fragen zu bewegen.

Bei der jetzt vorgelegten Einheitsübersetzung handelt es sich um eine Revision, die die frühere Fassung in weiten Teilen bewahrt.

Ein besonderes Gedenken gilt den im Verlauf der Revisionsarbeit verstorbenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Deren Einsatz ist nicht vergessen. Aus dem Leitungsgremium möchte ich neben Bischof Wilhelm Egger († 2008) noch erwähnen Erich Zenger († 2010), Rudolf Pesch († 2011) und den langjährigen Leiter der Arbeitsstelle „Bücher der Kirche“ beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn und Koordinator der Revisionsarbeit, Rainer Ilgner († 2012).

Als ich in den Jahren vor 2005 für das in Aussicht genommene Unternehmen „Revision der Einheitsübersetzung“ von der Deutschen Bischofskonferenz beauftragt wurde, sagte man mir, dies sei eine zeitlich überschaubare Aufgabe, die man bald abschließen könne. Das war ein Irrtum. Aber dieser Irrtum wurde reich aufgewogen durch die erfreuliche Erfahrung eines gemeinsamen Weges mit Frauen und Männern, die mit Herzblut und Sachverstand dem Wort Gottes dienen wollten – und da nenne ich nochmals ausdrücklich und dankbar die Runde des Leitungsgremiums, das übrigens hier in der Münchener Akademie oft getagt hat, und deren treuen Einsatz bis zum Abschluss aller Arbeiten. Ich persönlich habe auf diesem langen Weg letztlich mehr empfangen als gegeben.

III. Fazit

Bei der jetzt vorgelegten Einheitsübersetzung handelt es sich um eine Revision, die die frühere Fassung in weiten Teilen bewahrt. Doch bringt die Revision an vielen Stellen Fortschritte an Genauigkeit, an Texttreue und Verständlichkeit, sowohl in den Wiedergaben der Texte als auch in den Gliederungen, Überschriften und Einleitungen, was hier nur angedeutet werden kann.

Wer weiterhin eine Nähe zum alltäglichen Sprachgebrauch sucht und zudem einen „flüssigen“ Sprachstil bevorzugt, wird bei der gewohnten Einheitsübersetzung bleiben wollen. Wer freilich größere Verlässlichkeit in der Nähe zum Urtext haben möchte und sich auch persönlich mit der Textfassung vertraut machen möchte, die demnächst in den Gottesdiensten zu Gehör kommt und in Katechese und Religionsunterricht gebraucht wird, sollte zur revidierten Fassung greifen – auch im Wissen darum, dass es das Vollkommene in dieser Welt nicht gibt. □



Auch bei Ordensangehörigen fand das Thema großes Interesse: Äbtissin Carmen OSB von der Münchner Abtei Venio (li.), Äbtissin Maria Johanna OSB

von Frauenchiemsee und P. Stephan OSB, Professor für Kirchenrecht an der Universität München.

Presse

Münchner Kirchenzeitung

29. Januar 2017 – Rund 130 Teilnehmer wollten sich aus erster Hand über den Entstehungsprozess der neuen Bibelübersetzung informieren. (...) Das früher so gerne verwendete „betroffen sein“ ist aus der neuen Textfassung verschwunden. Stattdessen wird das Verb „stauen“ verwendet. (...) Die Bibelrevision setzt auch inhaltliche Akzente. So werden in den Paulusbriefen nicht mehr nur die Brüder angesprochen, sondern immer die „Brüder und Schwestern“. Die Apostelin Junia wird endlich als Frau erkennbar und erscheint nicht mehr unter der vermannlichten Form Junias wie noch in der Vorläuferfassung. (...) Die neue Einheitsübersetzung bringt das „Kantige“ der biblischen Sprache wieder zur Geltung und tut dies in heutiger, gehobener Alltagssprache.

Gabriele Riffert

Gespräch

Florian Schuller: Frau Professor Gielen, Sie waren als Neutestamentlerin auch Mitglied der Kommission. Wenn Sie jetzt auf das Ergebnis schauen: Worüber freuen Sie sich besonders, und was bedauern Sie besonders?

Marlis Gielen: Es gab ja zwei Leitlinien. Es sollte keine völlig neue Übersetzung erarbeitet werden, man sollte durchaus die Einheitsübersetzung als Einheitsübersetzung wiedererkennen können. Andererseits aber sollte doch wieder der biblische Sprachklang stärker zum Vorschein kommen, soweit wir den eben in unsere Muttersprache übersetzen können. Insgesamt ist das ganz gut gelungen.

Florian Schuller: Was hätten Sie gern anders gehabt?

Marlis Gielen: Zum Beispiel die koncordante Übersetzung, also die einheitliche Übersetzung von bestimmten Wortgruppen, Begriffsfeldern, wurde nicht immer konsequent durchgehalten. Das liegt aber zum Teil auch daran, dass eben unterschiedliche Kollegen und Kolleginnen an den einzelnen Texten gearbeitet haben.

Florian Schuller: Fridolin Stier hat das ja in seiner Übersetzung ganz konsequent durchgehalten. Das gleiche griechische Wort wird durchgehend mit dem gleichen deutschen Begriff wiedergegeben.

Marlis Gielen: Ja. Ein Beispiel in den Paulusbriefen wäre das Wortfeld von Mühe oder sich abmühen, was Paulus regelmäßig verwendet, wenn es um die Evangeliumsverkündigung geht, mit allem, was an Belastungen damit verbunden ist. Und das wurde eben nicht einheitlich durchgehalten, obwohl, Gott sei Dank, im Ersten Thessalonicherbrief im Proömium die „Opferbereitschaft der Liebe“ dann doch zur „Mühe der Liebe“ geworden ist. Das hat mich dann wieder gefreut.



Marlis Gielen: Ich habe mir meine Lieblings-Psalmen angesehen und festgestellt, man horcht wirklich auf. Da findet man immer wieder neue Formulierungen, die den Text plastischer, griffiger machen.

Florian Schuller: Professor Levin, Sie waren Mitglied im Lenkungsausschuss der „Septuaginta“, der Gruppe der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit der heiligen Zahl 70. Haben Sie ab und zu hinübergespitzelt zur ökumenischen Konkurrenz, zur katholischen Revision? 1984 bei der damaligen Luther-Revision war ja Professor Schnackenburg dabei und hatte eine Art Gastrecht und Rederecht in Ihren Gremien.

Christoph Levin: Wir hatten einen ganz wichtigen Verbindungsmann zwischen den beiden Projekten. Das war Bischof Wanke. Und auch das hat unsere beiden Projekte eng verbunden: Beide Leitungsleute waren Thüringer Bischöfe, auf evangelischer Seite Landesbischof i. R. Christoph Kähler. Bis hin zu den Terminen der öffentlichen Präsentation im Herbst 2016 gab es Parallelen. Manchmal denke ich, der Heilige Geist hat da irgendwas im Schilde geführt. Ich sage gerne, die Durchsicht der Einheitsübersetzung ist ein wichtiger Beitrag der katholischen Kirche zum Reformationsjubiläum.

Evangelischerseits war die Verbindung der Durchsicht der Luther-Bibel mit dem Reformationsjubiläum überhaupt nicht vorgesehen. Das hat sich nachträglich so ergeben, und wir benutzen jetzt dieses Label „Luther 2017“, auch weil wir der Meinung sind, von dem Rummel, der sich in diesem Jahr abspielen wird, wird die Durchsicht der Übersetzung vielleicht doch 30, 40 Jahre Bestand haben. Vieles andere wird man abhaken und wieder vergessen.

Nochmals zu Ihrer Frage: Bischof Wanke hat uns heimlich, still und leise ein Vorabexemplar zugeleitet. Das Endergebnis der Einheitsübersetzung ist dann noch einmal etwas anders ausgefallen als das Exemplar, das wir hatten. Aber wir haben immer verglichen. Unsere gesamte Arbeit geschah anhand einer elektronisch hergestellten Vorlage. Darauf waren nicht nur der Urtext und der Luthertext letzter Hand von 1545 wiedergegeben sowie der Luthertext von 1912 und der Luthertext von 1984, sondern immer auch die Zürcher Bibel von 2007 und die Einheitsübersetzung. Im Vergleich haben wir manchmal, wenn



Bischof Joachim Wanke: Die alte Gesellschaft war eben eine männerdominierte Gesellschaft. Aber der biblische Text ist Gottes Wort, er soll unser Herz berühren und verwandeln, und da sind alle angesprochen.

ich das sagen darf, ein bisschen die Wörtlichkeit der neuen Einheitsübersetzung bedauert. Man hat an manchen Stellen sehr auf Wörtlichkeit geachtet und etwas weniger auf Verständlichkeit.

Florian Schuller: Herr Bischof Wanke, über welchen Text wurde am längsten gerungen, weil es da die größten Differenzen gab?

Joachim Wanke: Vielleicht war das Hebräer 11,2, die Definition des Glaubens. Die Stelle hat philosophischen Hintergrund, und da haben wir uns sehr schwer getan. „Glaube aber ist Grundlage“ – „hypostasis“ steht da – „dessen, was man erhofft“. Und dann hatten wir zunächst übersetzt: „Beweis von Tatsachen, die man nicht sieht“. Freilich: Beim Begriff Beweis, da denken alle heute an naturwissenschaftliche Beweise. Deshalb heißt es jetzt (in Übernahme eines Vorschlags von Knut Backhaus): „Ein Zutreten von Tatsachen, die man nicht sieht“. Das ging hin und her in mehreren Sitzungen. Man merkte, wie schwer es ist, alte Texte, deren Wortbedeutung einem nicht vertraut ist, heute adäquat zu übersetzen. Das tröstet! Wenn man heutige Texte in hundert, zweihundert Jahren lesen wird, wird das wohl ähnlich sein.

Florian Schuller: Und wo gab es die überraschendste schnelle Einigung, mit der Sie gar nicht gerechnet hatten?

Joachim Wanke: Die Sache mit den „Brüdern und Schwestern“, wie jetzt bei appellativen Textpassagen, besonders in Briefen, übersetzt wird. Frau Gielen hat da auch sehr mitgeholfen. Wir sollten zwischen Text und Hörer keine künstlichen Hindernisse aufbauen. Das wäre schade! Es gibt Texte, wo vermutlich das griechische Wort nur die Brüder meint. Das ist manchmal schwer zu entscheiden. Die alte Gesellschaft war eben eine männerdominierte Gesellschaft. Aber der biblische Text ist Gottes Wort, er soll unser Herz berühren und verwandeln, und da sind alle angesprochen. Das meint auch der Apostel, wenn er zur Umkehr mahnt oder uns als Christenmenschen

andere Dinge ans Herz legt.

Florian Schuller: Sind die Ziele erreicht worden, die mit der Revision angepeilt waren, sowohl für Luther wie für Einheitsübersetzung, über das hinaus, was Sie, Herr Bischof, schon gesagt haben?

Christoph Levin: Das Besondere der Luther-Bibel ist, dass Sie ein halbes Jahrtausend alt ist und die Basis der deutschsprachigen Literaturgeschichte bildet. Wir hatten es mit einem Klassiker zu tun, mit dem wir nicht einfach machen konnten, was wir wollten. Das war unser Bedenken, aber natürlich auch unser großes Pfund, mit dem wir gewuchert haben. Diese Bibelübersetzung hat eine ganz enorme Wirkungsgeschichte. Im letzten halben Jahrhundert ist diese Wirkung vielleicht ein wenig abgebrochen, aber insgesamt ist sie nach wie vor stark. Deshalb war unsere Arbeit zu einem erheblichen Teil auch die Kontrolle der bisherigen Revisionen. Wir haben nicht wenig rückrevidiert. Dabei war die Entdeckung, dass die Revisionsgeschichte zum Teil auch eine Entfernung vom Urtext bedeutet hat. Luther war in vielen Dingen näher am Urtext, und gerade die Neutestamentler haben immer wieder gemerkt, wenn sie mit durchaus kühnen Vorschlägen kamen: Das sieht ja Luther genauso. So ist tatsächlich die neue Lutherbibel zu einem erheblichen Teil wieder die alte Lutherbibel geworden. Wir haben umgekehrt im Blick auf die Textgestalt und unsere neuen Einsichten in die Textgeschichte auch sehr viel modernisiert, aber gleichzeitig Luther restituieren in seiner Sprachmusikalität und Sprachkraft.

Florian Schuller: Dafür stehen dann auch solche altertümliche Redewendungen wie „es ward“ oder „darum, dass“.

Christoph Levin: Ein klassischer Text ist die Weihnachtsgeschichte. Die Fassung von 1984 war eine Art Bastard. Man hatte zum Beispiel stehen lassen: „mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger“, eine der wenigen Stellen, wo das „Weib“ überhaupt noch vorkam. Aber man hat gleichzeitig die



Prof. Dr. Christoph Levin, Bischof em. Dr. Joachim Wanke, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Prof. Dr. Marlis Gielen (v.l.n.r.) diskutierten über die neuen Bibelübersetzungen.

Partikeln verändert und damit den Rhythmus. Jetzt haben wir wieder „darum dass er von dem Hause und Geschlechte Davids war“, oder „ein jeglicher in seine Stadt“. Wir haben das nicht durchgängig so gemacht, sonst hätten wir einen archaischen Sprachklang erzeugt, der befremdlich gewesen wäre. Aber bei bestimmten klassischen Texten wie eben der Weihnachtsgeschichte oder den Passionen oder den Psalmen, Texten, die in der Musikgeschichte eine enorme Wirkung gehabt haben, da haben wir uns sehr genau auf den alten Luther konzentriert und ihn restituiert, wenn es einigermaßen machbar war.

Florian Schuller: Johann Sebastian Bach wird sich freuen, dass er seinen Text wiederfindet.

Christoph Levin: Ja, aber auch Heinrich Schütz oder Johannes Brahms. Oder auch Thomas Mann.

Florian Schuller: Frau Professor Gielen, Ihre Einschätzung der Einheitsübersetzung.

Marlis Gielen: Bischof Wanke hat schon das Zentrale gesagt. Es gab das Bemühen, keine neue Übersetzung zu machen, gleichzeitig aber wieder dem ursprünglichen Wortlaut mehr Raum einzuräumen. Ich denke, es ist gelungen, gerade auch in den Psalmen. Ich habe mir meine Lieblings-Psalmen angesehen und festgestellt, man horcht wirklich auf. Da findet man immer wieder neue Formulierungen, die den Text plastischer, griffiger machen. Das ist sehr schön, gerade auch, weil es Gebetstexte sind. Insgesamt ist ein relativ guter Ausgleich gelungen.

Florian Schuller: Herr Bischof Wanke, Jesus hat keine „Wunder“ mehr gewirkt, sondern er wirkte „Machtthaten“. Gab das große Diskussionen?

Joachim Wanke: Nein. „Wunder“ ist bei uns besetzt durch den modernen Sprachgebrauch als Magie, als Mirakel, und das hätte heute sofort ein falsches Verständnis bei den Hörern und Hörerinnen hervorgerufen. „Machtthaten“ ist auch sachgerechter im Blick darauf, was im Griechischen steht.

Es gibt Kleinigkeiten am Rande. David ist nicht mehr ein blonder Jüngling gewesen, sondern hat rötliche Haare ge-

habt; das wird manche germanisierende David-Darstellungen ein bisschen zurechtrücken. Das ist aber nicht das Wesentliche. Ich möchte einmal ein Beispiel nennen für eine theologische, wichtige Sache, die sehr zentrale Stelle in Jeremia 31,33, die Verheißung des neuen Bundes. Wir übersetzen jetzt: „Ich habe meine Weisung in ihre Mitte gegeben ... und werde sie ... in ihr Herz schreiben“. Gott ist nicht nur zukünftig am Handeln, sondern in diesem Jeremia-Text steht, „er hat schon“ seinen Bund, seine Verheißung in die Herzen gelegt. Das macht zum Beispiel die Reich Gottes-Botschaft Jesu verständlicher. Das Reich Gottes ist schon geheimnisvoll in unserer Mitte, weil Gott schon gehandelt hat, und sein Reich, das im Evangelium angekündigt wird, nicht nur eine zukünftige Gabe meint.

Christoph Levin: Da kann man auch anderer Meinung sein.

Joachim Wanke: Ja, ja. Also, ich muss den Fachleuten vertrauen.

Christoph Levin: Ich lese hier ein Perfektum propheticum und nehme beide Seiten dieses Parallelismus futurisch, als Verheißungstext. Aber Sie berühren da einen großen Kummer von mir, denn ich selber hatte Jeremia durchzusehen und an dieser Stelle etwas übersehen: Luther hat nämlich die Bundesformel umgedreht und gesagt, „ich will mein Gesetz in euer Herz geben, und ihr sollt mein Volk sein, und ich will euer Gott sein.“ Aber im hebräischen Text ist es genau umgekehrt, „ich will mein Gesetz in euer Herz geben und will euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein“, und das ist ein entscheidender Unterschied.

Florian Schuller: Da bekommen wir jetzt lebhaft mit, wie das damals gelaufen ist in all den Sitzungen.

Joachim Wanke: Ja, manchmal gab es auch nur kleine Änderungen, etwa in Johannes 1,17. Im Johannesevangelium kommt bekanntlich Simon von Cyrene nicht vor. Jesus trägt, wie wir jetzt in Anlehnung an den Urtext übersetzen, „selbst“ das Kreuz. Da kommt die ganze johanneische hoheitliche Christologie zum Leuchten.

Florian Schuller: Und das Wort „selbst“ stand in der früheren Einheitsübersetzung nicht.

Joachim Wanke: Das sind kleine Zeichen, die in den Evangelien eine kohärente Christus-Deutung erkennen lassen. Und um diese geht es ja in Predigt und Verkündigung. Schwierig sind die alttestamentlichen Zitate. Die neustamentlichen Autoren zitieren die Septuaginta, also den griechischen Text.

Christoph Levin: Meistens, ja ...

Joachim Wanke: ... und deshalb kann man nicht einfach die Psalmen nehmen und dann danach die neustamentlichen Psalmzitate korrigieren. Man muss sehr genau hinsehen, welche Fassungen genutzt werden. Das bringt dann das Profil der neustamentlichen Schriften zum Leuchten. Also, ich denke schon, Genauigkeit, soweit es menschenmöglich ist. Wie gesagt, die nächste Revision, Herr Levin, kommt. So manches ist trotz aller Sorgfalt übersehen worden.

Christoph Levin: Ich habe auch schon eine Liste.

Joachim Wanke: Wenn es gestattet ist, ich möchte doch noch einmal fragen, Herr Levin: Luther in allen Ehren, auch die unbestreitbare Bedeutung für die deutsche Literatur und Entwicklung unserer Sprache. Aber muss man Luther festschreiben? Das ist doch auch eine theologische Frage. Ich nenne einmal die bekannte Übersetzung Luthers in Römer 3,28: „allein aus Glaube (wird der Mensch gerecht)“. Das „allein“ ist Interpretament Luthers. In seinem Verständnis eben Ablehnung der Werkegerechtigkeit, wie immer das verstanden war damals. Aber könnte es nicht sein, dass der Dank des Gerechtfertigten zum Vorgang der Rechtfertigung hinzugehört? Die alte Übersetzung zementiert einen konfessionellen Gegensatz, der heute noch in den Köpfen gerade einfacher Christenmenschen vorhanden ist. Wir haben dies gottlob in den neueren Gesprächen und theologischen Vereinbarungen überwunden.

Man wird die herkömmliche Übersetzung dort stehenlassen, wo sie etwa in der musischen Tradition Bedeutung hat. Aber dort, wo es auf das gemeinsame rechte Verständnis des Evangeliums ankommt: Sollte man da nicht mutig Korrekturen zulassen? Das ist eine heikle Frage.

In diesem Zusammenhang möchte ich gern diesen Wunsch äußern: Es wäre

ein gutes Zeichen ökumenischer Verbundenheit, wenn wir uns gegenseitig mit diesen beiden revidierten Bibelfassungen bei ökumenischen Veranstaltungen, speziell bei Gottesdiensten, gleichberechtigt anerkennen würden. Es kam ja seinerzeit leider zu keiner evangelischen Mitarbeit bei unserer Bibelrevision, was ich damals sehr bedauert hatte. Diese beidseitige Nutzung unserer revidierten Bibelausgaben könnte aber diesen Mangel sehr gut aufwiegen. Verstehen Sie mein Anliegen?

Christoph Levin: Ja, ja. Also, wir machen jetzt keinen heiligen Luther daraus, um es ganz deutlich zu sagen. Wir müssen aber anerkennen, dass es eine phantastische Übersetzung gewesen ist, nicht nur für die damalige Zeit, sondern auch noch für die Gegenwart. Die Sprachkraft, die Melodik der Lutherübersetzung ist so stark, dass man um sie einfach nicht herumkommt. Luther hat eben diese ganz erstaunliche Kraft gehabt. Dieser Rausch, in elf Wochen das Neue Testament zu übersetzen auf der Wartburg. Es hat dann eine lange Nacharbeit gekostet zusammen mit Melanchthon, bis das September-Testament 1522 fertig war. Sie haben immer im Team gearbeitet, und sie haben immer nachgearbeitet und revidiert. Das ist ja ein langer Prozess gewesen zwischen 1522 und 1546.

Joachim Wanke: Ich nenne noch ein anderes Beispiel. Dass Luther den Jakobusbrief an das Ende einordnet, und dass damit die alte vertraute Kanon-Anordnung nicht beibehalten wird, die die alte Kirche hatte, die die Orthodoxie hat, das ist eine dogmatische Entscheidung gewesen.

Christoph Levin: Das ist zweifellos so.

Joachim Wanke: Und die Behandlung der hellenistischen biblischen Schriften, die Pseudepigraphen, die für uns als Katholiken Bindeglieder sind zwischen den vorhellenistischen Traditionen und dem Neuen Testament. Das sind wichtige Problemstellungen. Es gibt also noch viel Material für künftige theologische Gespräche.

Christoph Levin: Das ist zweifellos so. Man kann die Entscheidung durchaus bedauern, die sogenannten Apokryphen aus dem Kanon in einen separaten Teil zu setzen. Das ist mehr Humanis-

mus als Reformation gewesen. Für die 1534er Vollbibel hat man die Apokryphen in einem ziemlichen Galopp übersetzt. In dieser Zeit war Luther zum Teil schwer und lebensgefährlich erkrankt. Vieles in den sogenannten Apokryphen ist deshalb nicht von Luther selbst bearbeitet worden. Das merkt man an der Sprachgestalt. Das ist der erste Punkt. Der zweite ist, dass die Textgrundlage damals eine Mischung war aus Vulgata und Septuaginta. Das hat dazu geführt, dass wir die Apokryphen der Lutherbibel zuletzt überhaupt nicht mehr benutzt haben. Jetzt, in der Lutherbibel 2017, sind die Apokryphen zu einem erheblichen Teil neu übersetzt worden, und zwar auch mit einem Blick auf die „Septuaginta Deutsch“, die ja ein ökumenisches Unternehmen ist. In diesem Punkt findet also eine Konvergenz statt.

Joachim Wanke: Immer wieder taucht der Vorschlag auf, dass wir Christen uns vom Alten Testament trennen sollten. Wir wissen, das ist eine alte Diskussion schon seit Markion. Aber es ist wichtig, die gesamte, auch die hellenistische jüdische Tradition aufzubewahren. Da haben Menschen erzählend die Widrigkeiten ihrer Zeit im Glauben bewältigt. Diese Texte haben eine gewisse Würde, wenn auch die Kanonizität immer wieder umstritten war.

Christoph Levin: Ja. Aber bei Luther finden Sie sogar Äußerungen, dass die eigentliche Schrift das Alte Testament ist.

Joachim Wanke: Die Tora. Das ist schon wichtig festzuhalten, gegen alle, die vielleicht auch Luther diesbezüglich in Frage stellen wollen.

Wir sollten gewarnt sein durch die in jüngster Zeit gut gemeinte Pädagogisierung der Liturgie. Das hat mehr geschadet als geholfen.

Marlis Gielen: Als ich mir jetzt die Lutherbibel 2017 angesehen habe, war mein erster Gedanke: Was machen mit diesen Texten zum Beispiel 14-Jährige, die zur Konfirmation gehen? Ich glaube, die tun sich schwer mit diesem Sprachduktus, oder auch andere Menschen. Aus meinem Schuldienst weiß ich, dass sich die Schülerinnen und Schüler zum Teil schon mit unserer Einheitsübersetzung schwer getan haben. Luther selbst hat doch gesagt, gerade im Zusammenhang mit der Bibelübersetzung, man muss dem Volk aufs Maul schauen.

Joachim Wanke: Dem erwachsenen Volk hat er da wohl gemeint.

Marlis Gielen: Ja, er gliedert das dann sogar auf in verschiedene Gruppen, damit die Menschen die Übersetzung auch verstehen. Bei aller Sprachgewalt Luthers, aber das Deutsch, das er mitgeprägt hat, gehört zu einer sehr vergangenen Zeit. Ich bin gespannt, wie die Übersetzung angenommen wird.

Christoph Levin: Ich übersetze gerade Exodus für ein anderes Bibelprojekt und habe die Einheitsübersetzung, die Lutherbibel und weitere Kommentarübersetzungen vor mir. Die Kommentarübersetzungen und die Lutherbibel konvergieren oft, weil Luther eng am hebräischen Text übersetzt. Das hat den Effekt, den Bischof Wanke eben auch schon angedeutet hat. Mit Wörtlichkeit lässt man die Violdimensionalität des

Textes eher zu Wort kommen, während, wenn man dynamisch, interpretierend übersetzt, dann verengt man zugleich das Verständnis. Luther ist oft sehr wörtlich; insofern ist er natürlich abständiger. Aber wir können mit der modernsten Übersetzung nicht ungeschehen machen, dass wir es mit einem Buch zu tun haben, das zweitausend bis zweieinhalbtausend Jahre alt ist, und diese ganz platte Vergegenwärtigung, das nehmen Ihnen auch Konfirmanden nicht ab.

Marlis Gielen: Da sind wir völlig einer Meinung. Das ist ja auch ein Anliegen der Revision der Einheitsübersetzung gewesen, genau diese fast paraphrasierenden Wiedergaben zurückzuführen. Aber Sie haben vorhin das Weihnachtsevangelium angesprochen, „darum, dass er aus dem Hause...“. Das sind Wendungen, die wir so gar nicht mehr kennen, die sehr altertümelnd wirken. Von Bach her natürlich wunderbar – wenn ich ihn kenne!

Christoph Levin: Es ist aber zugleich Gottes Wort, und das darf man in der Sprachart auch erkennen. Es ist nicht etwas, was wir uns im Alltag zusagen, sondern es kommt von einem Jenseits her. Das ist ein Text, der Transzendenz vergegenwärtigt. Man kann das bei Luther sehen. Wenn er seine normalen Schriften oder Polemiken oder Briefe schrieb, hatte er eine andere Sprache als bei der Bibelübersetzung. Es ist eine Sakralsprache, und das soll man auch merken. Die Übersetzung ist ja für den Gottesdienst gedacht, für das Verlesen. Deswegen ist sie auch so melodisch, so einprägsam, so rhythmisch. Wir haben ja andere Bibeln. Im Moment sind wir in der Deutschen Bibelgesellschaft dabei, die Basisbibel zu entwickeln. Die läuft nach ganz anderen Prinzipien, ist auch ein tolles Projekt. Das zeigt die Multidimensionalität in unserem Umgang mit der Bibel.

Joachim Wanke: Ich möchte mich ausdrücklich Professor Levin anschließen mit der Würdigung des eigenen Charakters des biblischen Textes. Ich warne davor, zu meinen, man müsse die Bibel so übersetzen, dass auch die Unmündigen alles schon verstehen. Es geht hier nicht um Sachverhalte, sondern um Christusbegegnung. Ich sage es mal ein bisschen polemisch. Wir sollten gewarnt sein durch die in jüngster Zeit gut gemeinte Pädagogisierung der Liturgie. Das hat mehr geschadet als geholfen. Nebenbei: Wir sollten wieder einmal Romano Guardini lesen. Auch diese Bibeln in einfacher Sprache, mit feministischer Sprache und so weiter – das sind alles gut gemeinte Versuche, die Bibel den Menschen heute nahe zu bringen. Aber man sollte sie in der untersten theologischen Schublade als gewisse Kuriosität belassen. Womit Kinder bei der biblischen Lektüre anfangen, das ist wichtig. Die müssen nicht mit einem Paulustext beginnen. Das ist doch genauso wie bei der sonstigen Hinführung zu großen Dingen für die Kinder in eine Welt, in die sie langsam hineinwachsen.

Marlis Gielen: Ich bin Neutestamentlerin, ich bin Biblikerin, ich bin nebenher auch Altphilologin. Das heißt, Sie rennen bei mir Scheunentore ein.

Florian Schuller: Offene Scheunentore.

Marlis Gielen: Offene, ja. Das ist ja gar keine Frage. Auch „die gute Nachricht“, die wir in den 1970er Jahren hatten, hat sich überlebt. Für die Revision der Einheitsübersetzung war ja eben die Vorgabe, einerseits das oftmals vom Stil der Siebziger Jahre Geprägte zurückzuführen, durchaus die Kanten des Bibel-



Christoph Levin: Das Besondere der Luther-Bibel ist, dass Sie ein halbes Jahrtausend alt ist und die Basis der deutschsprachigen Literaturgeschichte bildet.

textes spüren zu lassen, aber es gleichzeitig doch in einer gehobenen Alltagssprache unseres 21. Jahrhunderts zu tun. Darum geht es. Natürlich hat Luther ganz stark die Tradition der Kirchen der Reformation geprägt. Die sehen in Luther noch einmal eine ganz andere Referenzgröße; so etwas haben wir im katholischen Bereich nicht. Insofern sind wir vielleicht auch ein Stück weit freier.

Christoph Levin: Das kann man wohl sagen. Wir sind an dem Punkt tatsächlich empfindlich, weil die evangelische Kirche nicht vom Amt und von der Institution lebt, sondern sie lebt eher von der Frömmigkeit des Individuums, und die wird ganz stark durch die Bibel geprägt. Und daraus entstehen Traditionszusammenhänge, die gehen über viele Generationen. Die Art, wie Luther mit der Bibel umgegangen ist, war sehr pädagogisch. Das Wort Gottes war im Grunde das Sakrament, und das hat er zerlegt in Einzelteile. Man könnte fast sagen, er hat die Bibel verabreicht, wie man die Eucharistie verabreicht. Das führt auch dazu, dass einzelne Worte hervorgehoben werden. Evangelische Frömmigkeit lebt ganz stark von Bibelsprüchen.

Florian Schuller: Gerade das ist es, was mich stört bei der Luther-Übersetzung. Da definiere ich, der ich einzelne Sätze fett drucke, was wichtig und was weniger wichtig ist.

Christoph Levin: Ja, das ist aber so. In der Bibel gibt es ganz viele Dinge, die wichtig, und andere, die nicht so wichtig sind.

Florian Schuller: Aber wer entscheidet das? Das entscheidet doch der liebe Gott und nicht der, der die Bibel herausgibt.

Christoph Levin: Ohne Interpretation können wir sowieso nicht übersetzen. Entscheidungen fallen wir ständig.

Joachim Wanke: Ich meine, es ist durchaus legitim, in der Bibel Kerngedanken zu entdecken, die mich zum

Ganzen führen. Mir fällt in dem Zusammenhang immer diese schöne „Wanderanekdote“ ein: Der berühmte Schauspieler, der abends leicht alkoholisiert auf die Bühne kommt und nicht in seine Rolle hineinfindet; die Souffleuse ruft ihm verzweifelt die Stichworte zu, bis er dann ärgerlich abwinkt und sagt: Bitte keine Einzelheiten, welches Stück? Die Bibel ruft nicht nach Buchhändlern, sie ruft nach Zeugen, und das ist der Christenmensch, für uns natürlich ganz wesentlich der in der Kirche und ihrer Glaubenstradition beheimatete Christ. Ich hätte mich übrigens gefreut, wenn ab und zu mal bei der Lutherübersetzung 2017 das Wort Kirche gebraucht worden wäre. Das wird immer noch gescheut; das deutet sich auch so ein konfessionell zementierter Gegensatz an.

Christoph Levin: Ja, Gemeinde. Wir denken von der Ortskirche her.

Joachim Wanke: Die Gemeinderoantik der letzten Jahrzehnte ist schon wieder etwas am Abbauen. Aber das nur nebenbei. Was ich meine ist der Anredecharakter dieser Texte. Die Bibel ist den Gläubigen anvertraut.

Christoph Levin: Da sind wir beieinander.

Joachim Wanke: Und die Gläubigen sind die Gemeinschaft der Kirche. Die sind das Subjekt der Hörenden. Das ist eine wichtige hermeneutische Aussage, die wir bei aller Bibellektüre bedenken müssen. Meine schlesische Mutter in ihrer einfachen Frömmigkeit hat viele Bibeltexte nicht gekannt. Aber sie hat das Wichtigste gekannt: Christus den Herrn, der uns rettet, der im Alten Testament uns von den Propheten vorherverkündigt ist. Diese Einfachheit dürfen wir nicht geringerschätzen. Das häppchenweise Verteilen von Bibeltexten bringt uns nicht weiter. Bibel ist „Begläubigung“ eines vorhandenen Glaubens, eine Bekräftigung des vorgängigen Vertrauens auf den uns rettenden Herrn. Sie will „Christum treiben“, darin hat Luther schon Recht. □

Neuer Maibaum für Schwabing

Rund 18 Meter ist der Maibaum hoch, den der Burschenverein und die Freiwillige Feuerwehr Oberndorf am 6. Mai 2017 in der Katholischen Akademie aufgestellt haben. 60 kräftige junge Männer aus dem Ort im Landkreis Ebersberg brachten die am Heiligen Abend gefällte und am Silvestertag geschälte Fichte auf einem Tieflader ins Herzen Schwabings. In rund anderthalb Stunden – unterbrochen von gelegentlichen Verschnaufpausen – wuchteten die oberbayerischen Burschen ab 15 Uhr das massive „Stangerl“ auf traditionelle Weise mit „Schwaibeln“ in die Senkrechte. „Der Baum ist eine Spende aus einem Privatwald bei uns im Ort“ erzählten Michael Winhart und Johannes Reichert vom Burschenverein. „Der edle Spender ist a mit dabei und hat besonders kräftig ogeschoabn – schließlich is ja seiner“, meinten die beiden verschmitzt.

Ab 15 Uhr öffnete auch der Park der Akademie und es gab für alle Besucher, Freunde und Nachbarn der Akademie, Bier und Schmankerl vom Grill, Wein, Kaffee und „Auszogne“. Bei schönstem Sonnenschein – Samstag war der einzige schöne Tag dieser Woche – feierten Stadt und Land bis in den Abend hinein. Musikalisch begleitet wurden das Baumaufstellen und das Fest von der Siegertsbrunner Dorfmusik unter der Leitung von Franz Nachbichler. Und ihre „Goalschnaltzer“ hatten die Oberndorfer Burschen zusätzlich mitgebracht, so dass es zwischendurch sogar recht laut war.

Wer an den Bierbänken im Park und vor dem Viereckhof keinen Platz fand, machte es sich auf dem Rasen bequem. Viele Familien hatten Decken mitgebracht und machten aus dem Maibaumfest ein Picknick.

Und während die rund 500 Gäste und die meisten Mitglieder des Burschenvereins nach dem Maibaum-Aufstellen feierten, musste einige weiterarbeiten. Denn noch am Samstagnachmittag brachten sie die von der Metallbau-firma Bergmeister gefertigten Schilder am Maibaum an. Eine Hebebühne an einem Autokran brachte die Arbeiter nach oben, die alle 22 Darstellungen anbrachten: die Schilde des großen bayerischen Staatswappens und des päpstlichen

Wappens, darüber das Logo der Akademie und ein Bild, das die Arbeit der Akademie wiedergibt, dann zwei Darstellungen, die das Leben in Schwabing symbolisieren (Künstler und Fischer) und dazu eine Darstellung des Schlosses Suresnes. Im oberen Bereich des Maibaums finden sich schließlich die Wappen der sieben bayerischen Bischöfe mit dem Wappen der jeweiligen Bischofsstadt. Direkt unter dem Kranz und dem bayerischen Löwen auf der Spitze fand das letzte Schild seinen Platz: das Wappen der ehemaligen Stadt Schwabing vor ihrer Eingemeindung nach München – zwölf goldene Ähren, zusammengehalten mit silberner Schleife. □



Pause nach der harten Arbeit – drei der insgesamt 60 jungen Männer vom Burschenverein und der Freiwilligen Feuerwehr Oberndorf.



Der Maibaum mit seinen Wappenschildern.



Mehr als 500 Gäste kamen am Nachmittag in die Akademie, um die Maibaumaufstellung bei Bier und Brotzeit mitzuerleben.



Wer an den Bänken keinen Platz fand, ließ sich auf dem Rasen nieder.